Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit	— fl.	45 kr.
Ausser Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt .	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für einen Band per Tag	— fl.	3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jo… …ibliothek.

(… . 8.)

Die Hand des Fremden.

Erster Band.

Die Hand des Fremden.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Die Hand des Fremden — ach, wie schwer
Sie Deutschlands Gauen oft gefallen!
Ihr Fürsten, hört den Nothruf schallen!
Ihr deutschen Stämme, stark vor Allen,
Habt ihr vergessen eurer Wehr?

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1857.

Erstes Kapitel.

Ein goldschimmernder Sommerabend lag mild auf der Flur. Die Berge im Osten hatten sich schon mit blauen, duftigen Schleiern verhüllt, daß ihre kühnen Formen sich kaum noch vom lichtern Himmel abzeichneten, aber im Westen wallte ein Meer von Purpurglut, dessen Glanz den Laubwald, der sich geheimnißvoll zwischen zwei sanften Hügeln in einen Thalgrund hineinzog mit zauberischen Lichtern füllte. Dort flüsterten und kosten die Zweige so traulich, vom leichten Windhauch bewegt, dort klang der Vögel Abendlied so lockend —

„Siehst Du das Reh, Amme?“

Es war nur ein brauner Baumast, der aus dem weichen Grün blickte, aber die Kleine wollte es der alten, mürrischen Frau, die es ihr versicherte, nicht glauben, und ließ sich auch nicht abhalten, immer näher und näher zu dem verbotenen Walde zu gehen.

„Ich will nur sehen, ob die rothen Blumen noch am Kreuze blühen!“

„Kind, Du weißt, zum Kreuze sollst Du nicht wieder hinaufgehen. Wir sollen, ehe es finster wird, zu Hause sein!“

Das junge Mädchen — es mochte wohl zehn oder zwölf Jahre alt sein, wiewohl man es nach seiner kleinen zarten Gestalt für jünger gehalten hätte — lachte ausgelassen, daß die langen braunen Locken um das feine Gesicht flogen. „Amme, Du fürchtest Dich wohl?“

„Ich soll mich fürchten! Deine Mutter hat aber befohlen, daß wir nicht mehr zum hohen Kreuze gehen und immer vor Sonnenuntergang nach Hause kommen. Das hat sie befohlen.“

„Mir?“ fragte das junge Mädchen, indem sie mit einem leichten Wurfe des Nackens, der ihr allerliebst stand, lächelnd zu der alten Frau aufsah.

„Dir oder mir, das ist gleich! Mir hat sie es gesagt!“ erwiederte die Amme.

„So geh!“ rief die Kleine. „Ich komme noch nicht. Geh nur.“

Vor dieser Zumuthung entsetzte sich die alte Frau so, daß sie ein Kreuz schlug, als sei ihr eine Ver-

suchung des bösen Feindes genaht, wurde aber nun ernstlich böse und befahl der Kleinen, augenblicklich mit ihr umzukehren.

„Bist Du meine Amme?“ fragte diese lachend und trotzig.

„Deiner Mutter Amme bin ich gewesen, darum mußt Du mir auch folgen!“ rief die Alte und wollte sie am Arme fassen. Aber damit that sie in jeder Beziehung einen Fehlgriff. Gewandt wich ihr die kleine Rebellin aus und entfloh mit der Schnelligkeit des Rehs, das sie früher einmal hier gesehen und heut wieder zu erblicken geglaubt hatte.

„Lauf nur — Du kommst schon wieder, fürchtest Dich selbst!“ rief ihr die Amme nach und reizte dadurch, ohne es zu wollen, den Trotz des Flüchtlings noch mehr. Schon hatte die Kleine den Rand des Gebüsches erreicht — „Louise!“ rief die Amme jetzt in großer Angst. Diese blieb stehen und wandte sich um: „Ja, Amme! Willst Du mit?“

„Du kommst den Augenblick zu mir!“ rief die Alte, von diesem Spotte neu erbittert.

Da schüttelte Louise die hoch erhobene Hand in der Luft zum Zeichen, daß sie nicht gehorchen werde und verschwand im Dickicht. Wohl verfolgte sie die

Amme, so weit ihre Kräfte reichten, rief sie bei Namen und erschöpfte sich nun auch in Bitten, aber es war Alles umsonst. Mehrmals hatte sie noch das Kleid der Entsprungenen rauschen gehört, wie sie durch das Gebüsch, das sich thalauf immer dichter drängte, ihren Lauf nahm; jetzt war auch dies letzte Geräusch, das von ihr Kunde gab, verstummt und die alte Frau blieb athemlos stehen. Ihr runzelvolles Gesicht war erhitzt, ihre Auge blitzte. „Hab' ich's nicht immer gesagt!" murrte sie vor sich hin. „Sie wird noch 'was erleben!"

Mit diesen Worten kehrte sie um und schlug den Rückweg nach dem Schlosse ein, dessen lange Doppelreihe von Fenstern, im rothen Lichte des Niedergangs brennend, weit hinaus über das Land leuchteten. Sie ging, so rasch sie konnte; sie war sich wohl bewußt, daß sie keine angenehme Nachricht mit nach Hause bringe, aber Furcht kannte sie nur vor Gespenstern — die Kleine hatte darin ganz recht — vor ihrer Herrin, ihrem ehemaligen Milchkinde, fürchtete sie sich weniger, als es vielleicht schicklich gewesen wäre, und es that ihr, nun es so weit gekommen war, sogar wohl, ihr einmal einen recht eindringlichen Beweis zu geben, wie sie Alles richtig vorausgesagt habe.

Während sie noch murmelnd nach ihrer Art, ohne rechts und links zu blicken, den gewundenen Fußsteig zwischen dem mannshohen Getreide, das in Aehren stand, dahinschritt, tauchte auf einmal aus den dichten Halmen zur Seite ein Mann auf, der auf einem Feldrain gesessen hatte. Sie schrie vor Schreck laut auf.

„Will Sie still sein!“ fuhr sie der Mann an, der ihr den Weg vertreten hatte. Sie erkannte ihn jetzt: es war ein Krämer aus Offenheim, der jährlich ein- oder zweimal die Pfalz zu durchziehen und die Landbewohner mit seinen Herrlichkeiten, die er in einem Kasten auf dem Rücken trug, zu beglücken pflegte.

„Ist Er's, Schliepmann?“ sagte sie. „Was braucht Er denn hier, wie ein Straßenräuber, im Korn zu liegen, und die Leute zu erschrecken? Auf wen lauert Er denn?“

„Auf schöne Jungfern, die mir 'was abkaufen,“ lachte der Krämer. „Aber nun Sie gekommen ist, Amme, ist mir's auch recht. Was geht Sie denn hier, wie eine Katze, die junge Hasen fangen will?“

„Na, ich nehme auch mit einem alten vorlieb,“ erwiederte die Amme, und Beide freuten sich ihres Witzes mit einem zusammenschlagenden Gelächter in Discant und Falsett.

„Gnädige Frau von Mosbach wohlauf?“ fragte der Krämer dann. „Als ich das letzte Mal hier war, sah sie recht blaß aus.“

„O, das ist verwunden,“ versicherte die Amme.

„Verwunden!“ nahm der Krämer das Wort auf. „Gab's was zu verwinden?“

Die Amme kniff den Mund und zwinkerte mit den Augen, doch sagte sie nichts.

„Denn um den Mann —“ fuhr der Krämer fort, der nicht nachließ — „um den Mann wird sie sich doch jetzt nicht mehr abhärmen! Der ist todt, so gewiß ich hier vor Ihr stehe — sieht Sie, ich muß es beniesen. Und wie lange ist das her! Wenn eine junge, reiche Wittwe darüber noch trauern will! Was sagte Sie also von verwinden?“

„Ja, Schliepmann. Das war aber auch nicht der Gram um die alte Zeit.“

„So, so! Und was es war, brauch' ich nicht zu wissen —“

„Richtig, das braucht Er nicht zu wissen!“ erwiederte die Amme trocken.

Der Krämer schielte sie von der Seite an und machte ein pfiffiges Gesicht. Sie wünschte ihm gute Nacht und wollte an ihm vorübergehen. — „Meinen

Respect der gnädigen Frau!“ sagte er. „Morgen oder übermorgen werde ich auf Wilsheim einsprechen.“

„Morgen erst? Kann Er die Paar Schritte nicht mehr machen? Er weiß ja, daß Ihm die gnädige Frau gern Nachtquartier giebt.“

„Weiß ich schon! Mir armen Kerl freilich lieber, als ungebetenen, fremden Gästen, die heut oder morgen kommen können. Aber ich habe noch ein kleines Geschäft —“

„In der Nacht? Wo will Er denn noch hin?“

„Seh' Sie, Frau Rolwing — Sie hat mir da die beste Antwort beigebracht —“

Die Amme lachte. „Ich brauch's auch nicht zu wissen, nicht wahr?“

„Richtig, Amme. Und nun vermelde Sie meinen Respect und der Schliepmann hätte 'was ganz Rares für die gnädige Frau, eine prachtvolle Kette von purem Golde. Guten Abend!“

„Von Golde?“ wiederholte die Amme ziemlich geringschätzig.

„Gold!“ versicherte Schliepmann. „Der Kurfürst trägt es nicht ächter. — Ja!“ lachte er kurz auf. „Sie denkt, wie kommst Du Lump zu einer Kette von purem Golde, wo Dein ganzer Kram mit dreißig

Gulden aufgekauft ist? Hab' ich recht, Amme, das denkt Sie?"

„Er hört das Gras wachsen!" versetzte sie. „Nun, wenn's nur ehrlich gewonnenes Gut ist!"

„Ehrliche Soldatenbeute, die ich Einem abgekauft habe," betheuerte der Krämer. „Nun, gute Nacht — Ihr junges Füllen ist wohl heut zu Hause geblieben —?" setzte er lauernd hinzu.

Der Alten fiel es jetzt plötzlich wieder wie ein Stein auf die Brust, sie hatte für einen Augenblick ihre Noth ganz vergessen. „Ach Gott!" rief sie. „Die ist mir davon gelaufen!"

„Wer? Was?" fuhr der Krämer betroffen auf. „Das junge Fräulche?"

„Ja, ja! Was schaut Er mich denn an, daß man sich fürchten möchte?" Sie graute sich in der That vor seinen kugelrunden, starr auf sie gerichteten Augen.

„Wo ist sie hingelaufen?" fragte Schliepmann aufgeregt und blickte suchend in die Ferne.

„Dort hinauf! Nach der Herrenwiege!"

„Was, was, Amme?" rief er. „Sie hat Ihr junges Fräulein im Stich gelassen? Und das ist in der Herrenwiege, wo der wilde Jäger sein Spiel treibt?"

Die Amme bekreuzte sich wieder. „Dummer Schnack! Wilder Jäger! Hat Er ihn gesehn? Das Kind ist eigensinnig, läßt sich nicht fangen, hat junge Beine — guter Schliepmann, seh' Er sich nach dem Kinde um."

„Und wenn ich's sehe, kann ich's fangen? Erst nennt Sie mich einen alten Hasen, nun soll ich ein Windhund sein mit Laufen! Und wenn ich's einfange! — Amme, Sie weiß nicht, was Sie redet!" setzte er mit einem so eigenthümlichen, beinah drohenden Tone hinzu, daß sie ihn ganz verwundert ansah.

„Ich bitt' Ihn sehr schön," sagte sie kleinmüthiger, als sonst ihre Art war. „Sein Geschäft kann er ja morgen abmachen, und wenn Er das Fräulein heut sicher nach Hause bringt, kauft Ihm die Mutter gewiß Seine goldene Kette ab, und auf ein Paar Gulden mehr wird ihr's nicht ankommen."

„Ei! Sie lockt ja, wie'ne Jägerpfeife. Schade, Schade —" hier seufzte er — „aber wenn man sich einmal verkauft hat.— Amme, ich will sehen, was ich thun kann. Mein Geschäft geht aber vor."

Er trennte sich rasch von ihr und schritt dem verrufenen Thale zu, das seinen Namen, die Herrenwiege,

von einer alten Sage hatte. Diese erzählte, daß in dem obern Theile des Grundes, wo derselbe durch zwei überhängende Klippen von beiden Seiten fast geschlossen wird, vor Jahrhunderten ein Grundherr an jenen Felsen durch Seile in übermüthiger Laune eine Wiege oder Schaukel habe aufhängen lassen, wo er sein Söhnlein, weil das Thal sein Lieblingsaufenthalt gewesen, oft selbst gewiegt habe, bis es einst dabei verunglückt sei. Das Kreuz, welches droben noch jetzt stand, grau und verwittert vor Alter, sollte die Stelle des frevelhaften Spieles bezeichnen. Zu verdenken war es also der Amme nicht, wenn sie das unheimliche Thal, dessen Lieblichkeit nur Kindesaugen noch bethören konnte, nach Kräften mied, und jetzt mit Angst und Sorgen dem Krämer nachsah, so lange noch seine runde Kappe zwischen den Aehren sichtbar war. Dann ging sie langsam nach Hause, um bei der Mutter die Unart ihrer Pflegbefohlenen anzuklagen.

Das junge Mädchen hatte sich unterdessen in voller Lust der unbeschränkten Freiheit in die grüne Wildniß vertieft, welche den ganzen Thalgrund ausfüllte und die Höhen rechts und links den Blicken verbarg. Sie schwelgte mit frischen Sinnen in dem

Zauber der Waldnatur, welcher sie umfing. Goldene Lichter spielten noch im flüsternden Laube, zu welchem sich der Abendwind verstohlen aufgemacht; Quellen rieselten über des Kindes pfadlose Bahn und gesellten sich dem klaren Bache, der mit seinem silberhellen Wasser, so karg es auch vor der Sommerhitze geworden, doch noch immer Kraft genug hatte, an den Kieseln in seinem Bette Strudel und winzige Cascaden zu bilden. Dort nippten eben zwei kleine Vögel an der Tränke und flogen mit leichtem Schrei in das Gebüsch, als sie ihre Einsamkeit gestört sahen. Weiter, nur immer weiter! Vor Kurzem war es den Bitten des jungen Mädchens gelungen, freilich am hellen Mittage, wo die Geisterwelt nicht Macht hat, die Amme zu einem Wagstück zu verleiten — die es jetzt bitter bereute! Da hatten Beide den Bann des schönen Thales betreten und waren bis zu den verhängnißvollen Klippen vorgedrungen, unter welchen auf einem Erdhügel, mitten im Thale das Kreuz stand, das die Amme, obgleich sie in der Nähe geboren war, damals zum ersten Male erblickt hatte. Mehr als fünfzig Jahre hatte sie der Versuchung widerstanden, der sie endlich doch erlegen war. Ohne ihre schwache Willfährigkeit hätte das Kind nie den bösen Reiz des

Thales, nie die verlockenden rothen Blumen am hohen Kreuz erblickt, nach welchen es heut, von Sehnen übermannt, den ungehorsamen Fuß lenkte.

Louise stand schon dort. Sie kannte die alte Sage, welche ihr die Amme mehr als einmal hatte erzählen müssen; mit ahnungsvoller Scheu betrachtete sie das graue, mit Moos überlaufene Kreuz und den Hügel, der jetzt so rund und weich bewachsen war, wo früher doch scharfes Gestein geragt, an welchem das Herrlein, aus schwindelnder Höhe herabstürzend, zerschellt war. Die rothen Blumen, welche hier in üppiger Fülle blühten, mochten wohl seinem Herzblut entsprossen sein. Jetzt wagte sie keine zu pflücken, sie ließ sich auf die Kniee nieder, um andächtig zu beten, dann neigte sie ihr Haupt in das schwellende Moos — ein seltsam süßes Gefühl, vielleicht vom Dufte der Blumen, überkam sie, doch kannte sie es auch sonst schon und gab sich ihm gern hin auf einsamen Stätten, die sie liebte. Bild auf Bild drängte sich vor ihr halbgeschlossenes Auge — Traum oder Wahrheit? Die Sonnenstrahlen erloschen, ein mildes Zwielicht legte sich allmählig in den Thalgrund, das Lied der Vögel war verstummt. Da schien es ihr plötzlich, als wecke sie ein Blitz auf der Höhe. Droben

hielten zwei Reiter, groß und furchterweckend, sie wollte fliehen, aber sie konnte es nicht. Der herrliche Kriegsmann auf dem Berge winkte ihr freundlich zu, er war ihr so bekannt, als habe sie ihn schon gesehen, oder war es die Schilderung ihres Vetters Ulrich gewesen, die ihr diesen Gewaltigen klar vor die Seele geführt? Wie er ihn beschrieben hatte, den starken Fürsten, von welchem deutsche Hülfe zu erwarten war, hielt er leibhaftig vor ihren Augen, und gleichsam als gelte es Bestätigung auch des Gedankens an Hülfe, erschienen auf der Höhe noch mehr Reiter auf schnaubenden Rossen und Stahlblitz blendete des Kindes Auge. Jetzt wandte der Erste seinen mächtigen Schimmel und winkte, da erhoben flugs hinter ihm sechs Trompeter in roth bordirten Röcken die langen Heertrompeten — aber keinen Ton vernahm das lauschende Kind und gleich darauf war das ganze Bild verschwunden.

Louise hatte sich aufgerafft, sie stand, zitternd vor Aufregung, ihr Gesicht glühte, ihr Herz pulsirte in raschen Schlägen: sie fühlte sich in ein fremdes Gebiet versetzt; Gedanken, die ihr noch nie genaht, Gedanken an Kampf und Sieg, hoben das Kind, das bis jetzt nur mit Blumen gespielt, zu Höhen, wo der

Lorbeer sprießt — aber auch die Cypresse! Ihres Vaters Bild, dem sie keine Züge zu geben wußte, nahte ihr in diesem Momente, wo das Wehen der Geisterwelt sie zu berühren schien; dies Bild, das ihr stets von Schleiern verhüllt gewesen, lichtete sich plötzlich und nahm des fremden Reiters Züge an.

„Vater!“ rief sie hingerissen und streckte die Arme in die wesenlose Luft.

Vor diesem Beginnen erschrack der Mann, welcher unbemerkt näher gekommen war und sie eben anreden wollte, wie vor einer plötzlichen Mahnung seines eigenen Gewissens. Was er immer als ein aufgeklärt denkender, weit und breit herumgekommener Landfahrer verlacht hatte, trat ihm hier auf einmal unläugbar vor die Sinne: hier gab es wirklich einen Verkehr mit den Todten! Darum hatte das Kind, das der Amme entsprungen war, diesen Ort aufgesucht — der Schatten, dem es nicht Ruhe ließ in seiner Gruft, hatte sein Kind hierher beschieden, um ihm das Geheimniß seines unbekannten Abscheidens zu offenbaren! Den Krämer faßte Furcht und Grauen — kam er noch zurecht, die Enthüllung zu stören? Er hätte am liebsten seinen schweren Kasten vom Rücken geworfen und wäre entflohen. Aber Louise

bemerkte ihn jetzt und rief ihn herzhaft an: der helle Ton ihrer Stimme gab ihm die Besonnenheit wieder.

„Fräulein! Fräulein!" stotterte er. „So allein im finstern Grunde — das ist nicht gut, nicht gut. Solltet nimmer allein schweifen — das heißt die bösen Geister versuchen und die bösen Geister lügen —"

„Bist Du's, Schliepmann?" fragte Louise erfreut, denn des Kindes Natur trat nach der Ueberspannung um so stärker in ihr Recht und sie fing an, sich zu fürchten.

„Kennt Ihr mich, Fräulein Louischen, kennt mich wirklich in der Dämmerung? Ja, ich bin der alte Schliepmann, von dem Ihr zu Ostern das schöne Halsband bekommen habt. Nun, kommt nur, kommt! Hier ist nicht gut sein. Es sollt' mich nicht wundern, wenn die Amme fortgejagt würde."

„O, die kann nicht fortgejagt werden," versetzte Louise, die mit ihm den Rückweg antrat, nun schon wieder ganz zuversichtlich, indem sie auch ganz in den Ton des Kindes zurückfiel. „Die Amme hat nicht Schuld, ich bin ihr fortgelaufen. Ach! so schön war es in der Herrenwiege und was ich hier gesehen habe!"

Dem Krämer rann es von Neuem eiskalt über den Rücken. Um keinen Preis der Welt hätte er eine

Frage gethan. Er schritt nun stärker aus. Aber wenn auch Louise in vieler Beziehung von andern Kindern verschieden war, auf dem Herzen behalten, was sie beschäftigte, konnte sie noch nichts.

„Weißt Du, Schliepmann, stattliche Reiter hab' ich gesehen."

Er blieb betroffen stehen. — „Dort geht ja kein Weg!" rief er.

„Doch, oben! Eine ganze Schaar!" versicherte sie.

„Weiße Reiter —?" fragte er zögernd, als fürchte er damit sich zu verrathen.

„Blaue!" Und sie lachte über den Schreck, den er bei diesem Worte bekam.

„O lacht doch nicht so leichtsinnig — Ihr werdet sie uns auf den Hals ziehen — ich meine, die Zwerge, Ihr werdet sie wecken in ihren Höhlen."

„Zwerge schlafen am Tage, Schliepmann, Abends wandern und tanzen sie!"

„Seid nicht so ausgelassen — sagt mir, was waren das für blaue Reiter? Es ist ja ganz unmöglich — sie können ja gar nicht so weit sein — hellblaue, pfälzische —?"

„Das weiß ich nicht, ob pfälzische — aber sie waren dunkelblau!"

Er blieb abermals stehen. „Da habt Ihr geträumt!" rief er halb erleichtert. „Wenn Ihr weiße Reiter gesehen hättet, wollte ich mir's gefallen lassen, das könnten Kaiserliche — könnten auch, was ich aber nicht fürchten will, schon Franzosen sein."

„Nein! Der schöne Mann, der mir winkte, hatte ein prächtiges, dunkelblaues Kleid und alle seine Reiter auch."

„Beschreibt mir den schönen Mann," sagte der Krämer im Weitergehen.

„Er war groß und stark, sein Gesicht glänzte, und er sah so freundlich aus, und er hatte einen Federhut auf und große Handschuh an, wie Vetter Ulrich, und einen prächtigen Schimmel ritt er, der leuchtete wie Silber."

Schliepmann schüttelte für sich den Kopf und erwiederte: „Ihr beschreibt ihn ja, wie den heiligen Ritter Georg, der den Lindwurm erschlagen hat. Nun, mag er sein, wer er will: er wird auch einen harten Strauß zu bestehen haben und wer weiß, ob diesmal nicht der Lindwurm den Ritter erschlägt."

„Dann müßte es kein Ritter sein!" rief Louise unwillig.

Der Krämer lachte. „Ritter giebt's nicht mehr,

Fräulche!" sagte er. „Und Lindwürmer auch nicht. Was heutzutage auf einander losschlägt, weiß manchmal gar nicht warum. Mögen sie sich raufen, ein kluger Mensch sieht zu, was dabei für Späne fliegen, und liest auf, was er brauchen kann." Er stand einen Augenblick still und rückte sich den Kasten mit dem eigenthümlichen Krämerschwunge leichter; im Innern des Gestells gab es dabei einen leisen Klang, das mochte wohl die goldene Kette sein, von welcher er zu der Amme gesprochen hatte. Sie meldete sich, daß sie seine Rede von den abgefallenen Spänen gehört habe.

Zweites Kapitel.

Die Sonne war eben untergegangen, als die Amme, wie Frau Rolwing von allen Schloßleuten und dem ganzen Dorfe — ja von all' ihren Bekannten schon seit nah' an dreißig Jahren genannt wurde, unter das Thor von Wilsheim trat. Für sich selbst hatte sie pünktlich gehorcht, zu rechter Zeit nach Hause zu kommen, aber sie kam allein: wie sollte sie vor dem Antlitz der Mutter bestehen, welcher sie das Kind nicht zurückbrachte? „Ist die gnädige Frau schon daheim?" fragte sie zaghaft den ersten Knecht, der mit untergeschlagenen Armen unter dem Thore lehnte. Statt der Antwort zeigte dieser phlegmatisch in das Feld hinaus. Die Amme verstand ihn und sah etwas leichtern Herzens in die Richtung, welche er zeigte. Noch war Hoffnung — noch konnte die Kleine eher heimkehren! Aber nein —

Aus dem Halmenmeere, das rings um Schloß und Dorf wogte, und sich fast auf Büchsenschußweite bis an die äußerste Umfriedung des Burgbanns heranzog, tauchte die Gestalt einer Reiterin auf, von einem Cavalier begleitet, von zwei Dienern gefolgt. Im raschen Galopp nahten sie dem Thore, die beiden Diener sprangen rasch ab, der eine eilte zu der Dame, der andere zu dem alten Herrn, ihrem Begleiter, um die Steigbügel zu halten und die Pferde abzunehmen.

„Schon zurück, Amme?" sagte die Dame freundlich, nahm den Arm, welchen ihr der alte Herr mit etwas steifer Galanterie bot und ließ sich von ihm, ohne weiter zu fragen, nach dem Schlosse führen. Wie hätte sie voraussetzen können, daß die Amme ohne ihr Kind heimkehren werde? — Konnte man aber diese mädchenhafte Erscheinung, welche in manchen Momenten noch selbst einem Kinde nicht allein glich, sondern noch völlig ein Kind war, harmlos und hülflos, für Louisens Mutter halten? Frau von Mosbach war von schlanker, zierlicher Gestalt, deren Formen und Bewegungen in ihrer Anmuth etwas Jungfräuliches bewahrt hatten, das ihnen einen ungemeinen Reiz gab; sie hatte braunes, glänzendes Haar, wie ihre Tochter, und wenn sie es nicht, der

Sitte gehorchend, in Flechten aufgesteckt, sondern wie Louise in freien Locken getragen hätte, würde die Aehnlichkeit Beider noch mehr hervorgetreten sein und sie Jedermann, der Beide, ohne sie zu kennen, neben einander erblickte, für Schwestern gehalten haben. Denn auch das Antlitz der jungen Wittwe hatte noch den vollen Zauber der frischen blühenden Farben, und ihre feinen Züge bildeten überall weiche Linien; nur in Momenten flog vorübergehend ein wehmüthiger Schatten über dies liebliche Gesicht, umflorte das leuchtende braune Auge und ließ die Lippe in leisem Beben sich schmerzlich fester schließen. Aber das war, wie gesagt, nur vorübergehend: das fröhliche Gemüth, das leichte Blut der jungen Frau hatte sie den schweren Schlag, der sie vor Jahren getroffen, hatte sie später noch Manches verwinden lassen. Die Amme hatte den rechten Ausdruck gebraucht, als sie davon gegen den Krämer sprach.

„Nun, Onkel," fragte Frau von Mosbach heiter, als sie mit dem alten Herrn in den Saal getreten war, wo er mit ceremoniöser Verbeugung ihren Arm frei gab, „war der Ritt nicht schön? Und bin ich gestürzt, wie Ihr mir prophezeiht habt?"

„Danket Eurer Schutzpatronin, werthe Frau

Nichte, und pochet nicht," erwiederte der Oheim. „Wenn Ihr nicht besonders von ihr protegirt würdet, so möchte es bei Eurem wilden Reiten wohl übel um Euren schönen Hals stehen. Ihre meritirt gar nicht Eure kostbare Gesundheit, daß Ihr sie täglich auf's Spiel setzet."

„Ich will lieber einmal krank sein, als mich täglich vor jedem Lüftchen, vor jedem Trunk frischen Wassers hüten, wie Ihr verlangt, Onkel."

Der Oheim seufzte. „Ihr seid incorrigibel, Johanna," versetzte er. „Demohngeachtet muß ich Euch aufmerksam machen, daß Ihr wohl thun werdet, Euch umzukleiden. Ihr seid höchlich echauffirt."

„Ach, Onkel, ich fühle mich am wohlsten in dieser Kleidung. Steht sie mir nicht ganz gut?" Sie stellte sich lachend vor den Spiegel und musterte ihre schlanke Gestalt, welcher das Reitkleid von dunkelm Tuch, zugeknöpft bis unter das Kinn, enganschließend bis zur Taille herab, und dann in weiten Falten niederwallend wirklich sehr vortheilhaft stand. Auf einmal flog jener wehmüthige Ernst über ihr Gesicht und löschte schnell alles Lächeln aus. Sie wandte sich ab und sagte: „Max hat mich auch auch so am liebsten gesehen;" dann gab sie dem Oheim die Hand und

verließ schnell den Saal. In ihrem Zimmer wartete die Amme auf sie. Sie war in diesem Moment zu sehr mit der geweckten Erinnerung ihrer Seele beschäftigt, sonst hätte sie auf den ersten Blick erkannt, daß die alte Frau, ganz gegen ihre Gewohnheit, niedergedrückt war, wo sie doch immer noch ein gewisses Recht auf ihr Pflegekind geltend machte. Mit halben Worten über die Erhitzung, den schönen Abend und dergleichen leistete sie ihr Hülfe beim Umkleiden, hustete mehrmals, und warf endlich hin: „Der Schliepmann ist wieder da —"

„Schliepmann? So?" erwiederte Frau von Mosbach zerstreut.

„Er will noch heut Abend herauf kommen —"

„Aber Louise läßt sich ja wieder einmal gar nicht sehen!" sagte die Mutter plötzlich lebhaft.

„Sie — sie wird gewiß — bald hier sein —"

„Amme, was hast Du?" fragte Frau von Mosbach aufmerksam.

„Ich hab's immer gesagt — das Kind kann thun, was es will; beklag' ich mich, so werd' ich noch ausgelacht, sie folgt mir gar nicht mehr, nun haben wir's — ich kann nicht dafür, sie ist mir fortgelaufen."

Die Mutter lachte zum großen Aerger der Amme abermals, doch gab es ihr wenigstens den Trost, daß sie nun vor dem Schlimmsten geschützt schien. „Ist sie Dir fortgelaufen? Und Du hast sie nicht einholen können! Ei, wohin ist sie Dir denn entlaufen?

„In die Herrenwiege," sagte die Amme trotzig, mit dem Bewußtsein des Eindruckes, den sie durch dies Wort hervorbringen werde.

Frau von Mosbach sah sie betroffen an, es zuckte wie ein Schreck über ihr blühendes Antlitz.

„Wann?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Als es dunkel wurde," gab die Amme, sich immer mehr verhärtend, zur Antwort, obgleich die Sache nicht ganz der Wahrheit gemäß war.

„Und Du?" rief die Mutter nun ängstlich. „Was hast Du gethan?"

„Was sollt' ich thun?" entgegnete die Amme. „Verlangt Ihr, daß ich mir den Hals umdrehen lasse, weil Ihr dem Kinde allen Willen thut?"

„Du bist also, weil Du Dich fürchtest, ruhig nach Hause gegangen und hast Louisen im Walde gelassen? Schämst Du Dich nicht, Amme?" rief die Mutter, lebhaft besorgt.

„Ich weiß wohl, wer sich zu schämen hat! Ich

bin's nicht!" erwiederte die alte Frau herb. „Hätt' ich Euch nicht an meiner Brust gehabt, so würde ich mich schon längst nicht mehr um den Wildfang gekümmert haben, der in all' seiner Ausgelassenheit nur bestärkt wird, weil er's gerade so macht, wie Jemand auch in jungen Jahren, ich weiß schon, wer. Wenn da die lieben Engel nicht wachten und hüteten, was wäre daraus geworden!"

„Schilt nur, schilt, Amme," sagte Frau von Mosbach. „Ich weiß, Du hast doch schon Leute nach Louisen geschickt."

„In der Herrenwiege wachen aber keine guten Engel," fuhr die Alte fort," darum wollt' ich sie auch gar nie hinein lassen, aber es mußte ja sein, ich durfte das liebe Herzblättchen nicht zum Weinen bringen, durfte nichts abschlagen, wenn ich nicht saure Gesichter sehen wollte, ich weiß schon, von Wem. Nun hat der böse Geist dort auch seinen Willen — laßt sehen, ob er säuberlich mit ihr verfahren wird."

„Der Ahnherr wird seinem Stamme niemals ein Leid anthun!" sagte Frau von Mosbach.

„Rühmt Euch nur noch der Abkunft von dem Herrn der Wiege!" murrte die Amme. „Wenn er das Kind zu sich gelockt hat, wird er's auch wohl

bei sich behalten! — Ich habe übrigens den Schliepmann nachgeschickt," setzte sie brummend hinzu, als sie den Zug der Angst bemerkte, den ihre Aeußerung in dem Gesicht ihrer Herrin hervorrief. Diese begnügte sich aber damit nicht, sondern eilte hinab, um noch mehr Anstalten zu treffen.

„Onkel, laßt gleich ein Paar Leute mit Laternen hinaus gehen — Louise ist noch nicht hier — die Amme hat sie fortlaufen lassen, sie kann sich verirren, ein Unglück nehmen! Ich bitte Euch, schnell!"

Es war aber nicht so finster; Frau von Mosbach überzeugte sich selbst davon, als sie den Oheim, der eiligst ihren Wunsch zu erfüllen ging, in den Schloßhof begleitete. Der Mond stand schon ziemlich hoch am Himmel und warf sein klares Licht über die zackige Mauerkrone des Wartthurms, der noch aus alter Zeit stammend das Thor überragte. „Das kleine wilde Vöglein ist schon oft echappirt und immer wieder lustig eingeflogen," tröstete der Oheim. „Jedennoch ist mein Avis, ihm inskünftig ein wenig die Flügel zu stutzen."

„Mein armes Kind!" erwiederte Frau von Mosbach.

„O nicht doch, Ihr erzeiget ihm damit eher eine

Faveur —" versetzte der alte Herr. „Denn es will, Ihr mögt mich gütigst excusiren, denen jungen Demoiselles von guter Familie nicht wohl anstehen, so wild und frei, wie salva venia Bauerskinder in Feld und Wald umherzuvagabondiren. Ich halte es für meine Schuldigkeit, Euch endlich meine Sentiments darüber zu sagen, die mich schon lange im Stillen gequälet."

Frau von Mosbach erwiederte nichts, hörte auch wohl gar nicht darauf, sondern ging zu den beiden Knechten, welche eben mit der Laterne aus dem Gesindehause traten, um nach dem Fräulein auszugehen. Sie gab ihnen Anweisung und hieß sie eilen. Eben wollte sie mit dem Oheim wieder in den Saal zurückkehren, als einer der Knechte vom Schloßthor sich nochmals umdrehte. — „Da geht eben ein Feuer auf, gnädige Frau!" rief er, und dies Wort, das immer einen Schreckenseindruck macht, ließ Frau von Mosbach so schnell, daß ihr der Oheim nicht folgen konnte, nach dem Thore eilen, wo noch mehr Menschen, welche den Ruf gehört, zusammenliefen. In der Ferne zeigte sich ein heller Schein, über den die Meinungen jedoch sehr verschieden waren, eben so wenig konnte man über die Richtung, oder gar über

den Ort, wo es brenne, einig werden. Nur, daß es ziemlich weit sei, wahrscheinlich nicht mehr diesseit des Neckar, darüber wurde kein Zweifel laut, und Frau von Mosbach war die Einzige, welche davon sprach, daß man zu Hülfe kommen müsse: sie hatte über der fremden Noth ihre eigene momentan vergessen.

„Theure Niece," versetzte der Oheim, „wir werden vielleicht bald froh sein, wenn wir uns selbst helfen können. Ersparen wir uns, in das Blaue hinein zu schicken, wo wir gar nicht einmal wissen, wo und wer dies Feuer gezündet. Den Löschlustigen könnte auf die Finger geklopft werden."

„Was meint Ihr damit, Onkel?" fragte Frau von Mosbach verwundert.

„So es nun die fremden Gäste gewesen, welche unsere gesegnete Pfalz schon so lange an ihrer Tafel bewirthen muß?" äußerte der Oheim. „Seht nun zu, Ihr erkennt die besondere Gnade des Himmels nicht, daß er unsere friedliche und abgelegene Gegend bis jetzt von diesen Gästen hat unmolestirt gelassen — seht zu, wie sie sich zum Recompens für die Gastfreundschaft aufführen! Ihr habt immer gewünscht, diese nobeln Ritter von der Klinge zu obligiren — dort ist ihr Dank zu sehen."

„Des Kaisers Reiter können das nicht gewesen sein," rief Frau von Mosbach mit edler Wärme. „Wenn Ruchlosigkeit dort gezündet hat, so ist es die Hand des Fremden gewesen."

„Die Hand des Fremden!" wiederholte der Oheim bedächtig. „Wen nennt Ihr fremd?"

„Die Feinde des Reichs, wen anders?" entgegnete sie lebhaft.

„Den Erbfeind meint Ihr? Den Türken?"

„Wollt Ihr mich reizen, Onkel Theinau?"

Sie waren während dieses Gesprächs wieder in den Saal gelangt, wo der alte Herr beim Kerzenlicht bemerkte, daß er seine Nichte wirklich gereizt habe und daß es Zeit sei, einzulenken." Ich scherzte, Johanna, und da Ihr die Sache ernsthaft nehmt, submittire ich, wie immer."

„Wenn das auch Euer Ernst wäre, willkommen! Aber ich weiß ja, daß Ihr mir nie aus Ueberzeugung in diesem Punkte beistimmt, nie, nie! Ihr seid ein Franzose von der Spitze Eurer Perrücke bis zur Schuhschnalle!"

„Verübelt Ihr mir die Tracht, welche ich seit meiner Jugend gewohnt bin, welche ich, mag es

Faiblesse sein, dem feinen Goût mehr angemessen finde, als —"

„Nein, nein! Aeußerlich möchtet Ihr Euch kleiden, wie der jüngste Gentilhomme in Paris zu Eurer Zeit — obgleich das auch nicht wahr ist, denn Ihr wechselt Eure Moden mit jeder neuen, die Euch zu Ohren kommt; aber daß Ihr an Gesinnung so durchweg ein Franzose seid, daß Ihr den frechen Räubern, die ihre Hand nach deutschem Gut ausstrecken, den Sieg wünscht, den Sieg über die Krieger des Kaisers, das ist es, was ich Euch nicht vergeben kann, so gut Ihr seid, so viel ich Euch verdanke!" Die junge Frau, bildschön in ihrer Aufregung, wurde durch das letzte Wort wohl selbst zum Bewußtsein gebracht, daß sie dem alten Manne, der doch ihres Vaters Bruder war und dem sie in Wahrheit Manches verdankte, zu herbe Dinge gesagt, und wie bei ihr stets das Gefühl in Thaten überging, kein langes Ueberlegen ihre Sache war, faßte sie gleich Theinau's beide Hände, sah ihm erröthend in die Augen und bat mit weicher Stimme: „Seid mir nicht böse!"

„Wie sollt' ich Euch böse sein!" versetzte er schnell begütigt. „Ich weiß ja, welches die Ursache Eurer Aversion gegen das noble und genereuse Volk ist,

dem Ihr so arges Unrecht thut. Ihr habt es noch nicht kennen gelernt!"

„Genugsam, —" sagte Johanna, das Haupt schmerzlich senkend.

„O — o! Das wollt ich ja nicht sagen. Uebrigens, wer giebt Euch denn Gewißheit, daß es so und nicht anders gewesen? Die Aussage eines Deserteurs, der sie später selbst widerufen! Dergleichen horrible That, einen desarmirten Gefangenen niederzuschießen, ist ganz unmöglich bei einer Nation, welche Bayard's, Montmorency's, Condé's hervorgebracht hat."

„Laßt uns abbrechen!" bat Johanna weich. — „Ich bitte Euch, Onkel, laßt uns nie mehr davon sprechen. — Wollt Ihr vielleicht nachsehen, ob noch immer von Louisen nichts zu hören ist?"

Der alte Herr ging hinaus, er schüttelte sich verdrießlich, wem es galt: seiner eigenen Ungeschicklichkeit oder dem Benehmen der Nichte, blieb zweifelhaft.

Draußen fand er noch immer am Thore murmelnde Gruppen, die sich durch Dorfbewohner, ab- und zugehend, stets erneuten und veränderten. Der Feuerschein war höher aufgeflammt und sah jetzt viel näher aus. Die Leute erschöpften sich in Muthmaßungen,

aber jeder Ort, der genannt wurde, fand gleich vielfachen Widerspruch.

„Dummes Volk!" ließ sich auf einmal ein tiefer Baß hören. Alle wandten sich um, die Stimme war Keinem eine fremde. „Wendelin! Alter!" schrieen Viele und lachten. „Nun, was meinst Du? Ist es Sinzheim? Hilspach? Obereckheim?"

„Warum nicht gar Wilsheim?" sagte der große, breitschulterige Mann, dem die Baßstimme gehörte. „Seid nicht so dumm! Ein Lager brennt auf — weiter ist's nichts!"

„Ein Lager? Wie so? Was für'n Lager? Woher willst Du's wissen?" riefen die Leute durcheinander.

„Dummes Volk!" war die verächtliche Antwort.

„Bist Du's, Wendelin?" fragte Herr von Theinau mit seiner feinen, lispelnden Sprache.

„Ich bin's, gnädiger Herr — mit Verlaub, ja!"

„Was meinst Du mit dem Lager aufbrennen?" fragte Herr von Theinau. „Hast Du etwas gehört?"

„Zu hören braucht's nicht, wenn man nur sehen kann. Ist 'ne alte Soldatenmucke, mit dem Lager aufbrennen, und wenn's dabei bleibt, können die Bauern von Glück sagen."

„Du bist auch so Einer gewesen! Einer von den

Mordbrennern!" schrieen die Dorfleute durcheinander. „Hat bei den Türken studirt!" brach eine helle Frauenstimme durch und alle lachten. — Herr von Theinau aber fragte wieder nach dem Lageraufbrennen.

„Dummes Volk! Ich meine die Bauern, gnädiger Herr — nichts für ungut. Ja, seht, wenn's fort geht, Lärm geschlagen wird und man's liebe Lager nicht mitnehmen kann, steckt man's in Brand. Der Lothringer macht's heut so, wie Ihr da sehen könnt."

„Ich observire wohl ein Feuer," erwiederte Theinau, „aber woran soll ich sehen können, ob das ein Dorf oder ein Stück trockener Wald oder ein Lager ist, absonderlich das Seiner Durchlaucht, des Kaiserlichen Generalissimi?"

„Dumm — wär's, mit Permiß, wenn der Lothringer, der ein wackerer Kriegsmann und Feldoberst sein soll, dem Franzosen sein Lager überließe, nicht wahr?"

„Aber die sind ja drüben!" rief Herr von Theinau. „Jenseit des Rheins!"

„Sehr dumm — wenn sie drüben geblieben wären! Contrair, sie haben vor drei Tagen eine große Bataille gegen den Lothringer gewonnen, und daß der noch weiter retiriren muß, das kann Jeder

sehen, der einen Dorfbrand, wo Gehöft für Gehöft aufgeht, von einem aufgebrannten Lager zu unterscheiden weiß."

„Ich muß gestehen, daß mir dergleichen feine Distinctionen annoch unbekannt geblieben," sagte Theinau kleinlaut. „Mir fehlt darin die Praxis. Aber, au nom de Dieu, Wendelin, woher weißt Du von dem Uebergange der Franzosen, von einer Bataille, da wir oben noch nicht die leiseste Ahnung haben?"

„Der Türkenstudent wittert das in der Luft," ließ sich wieder die helle Frauenstimme vernehmen.

„Dummes Mädel! Einfältiges Ding!" murrte Wendelin im tiefsten Basse. „Ja, gnädiger Herr, die Fama setzt ihre Trompete nicht immer zuerst auf den Schlössern an. Ich habe vorgestern meinen alten General besucht, da ich wußte, daß er in der Nähe lag, will sagen, zu Fuß in drei Tagen zu erreichen und da hab' ich Alles gehört."

Die Umstehenden drängten sich in Erwartung der Dinge, welche erzählt werden sollten, so lästig heran, daß Herr von Theinau den Mangel an Respect gegen seine Person fühlte und dem Wendelin daher befahl, mit ihm herein zu kommen, wo er seinen Vortrag

zugleich der gnädigen Frau, seiner Herrschaft, halten könne, welche an allen Actionen dieses Krieges lebhaften Antheil nehme. Wendelin gehorchte und die Bauern, die um eine schöne Erzählung betrogen waren, sahen Beiden unwillig nach, wagten aber erst zu murren, als es der alte Herr nicht mehr hören konnte.

„O, das erzählt er Euch ja noch hundert Mal!" lachte das junge Mädchen, das ihn so gereizt hatte.

„Wenn Du ihm nach dem Wirthshaus Urlaub giebst, Gretele, aber Du hältst ihn ja kurz!" lachten die Bauern.

„Muß auch! Sonst schlagen ihm die Türkenmucken ganz durch und er nimmt sich außer mir noch Zehn, — nicht wahr, das wär' Euch grad' recht?" rief sie dem Haufen der anderen Mädchen zu. Diese schrieen und betheuerten, daß sie ihr den alten, verbrannten Schnauzbart von Herzen gönnten.

So alt war aber der Wendelin nicht, bei Licht besehen, als er im großen Saale am Tische, wo zwei Kerzen brannten, vor Frau von Mosbach stand. Er konnte kaum vierzig Jahre zählen; sein kurzes schwarzes Haar, wie der starke Knebelbart, der unter einer mächtigen Nase rechts und links herabhing, zeigte

noch keine Spur von Ergrauen und sein braunes, ehrliches Gesicht trug die Farbe kräftiger Gesundheit. Kerzengrade stand er vor seiner Gutsherrschaft und sah ihr fest in die Augen, was sie nicht leiden mochte und deshalb ihren Blick zu Boden senkte, denn es setzte sie auch von dem geringsten Manne in eine mädchenhafte Verwirrung. Herr von Theinau hatte sich neben seiner Nichte auf den hochlehnigen Sessel niedergelassen und eins seiner mageren Beine über das andere geschlagen, spielte mit der weißen, beringten Hand an den Schleifen der Kniegürtel und musterte dabei wohlgefällig die markige Gestalt des Bauern, dem man doch in jeder Beziehung den gewesenen Kriegsmann ansah.

Endlich faßte sich Frau von Mosbach, welche vom Oheim auf die besorgte Frage nach ihrem Kinde noch immer keine Erleichterung für ihr Herz erhalten und darüber eine Weile mit ihrer Angst gerungen hatte. Was kann ihr eigentlich begegnen? tröstete sie sich. Oft schon ist sie bei dunklem Abend draußen im Freien gewesen, und wenn auch nie so weit entfernt, nie zu solcher Zeit in dem berufenen Thale, so kann sie sich auch dort nicht verirren und ist ja ein so herzhaftes Kind.

„Nun, Wendelin?" fragte sie, indem sie sich gewaltsam von dem Gedanken losriß. „Was hast Du mir zu erzählen?"

„Habe zu melden, daß ich vom Urlaub retour bin," sagte Wendelin.

„Bei mir nicht, bei Deinem Gretchen," erwiederte Frau von Mosbach lächelnd. „Es ist viel gewagt von ihr, daß sie Dir Urlaub zu Deiner alten Fahne giebt, wo Du leicht Deiner armen Braut wieder abspenstig gemacht werden konntest."

„Ich hab' anitzt zu ihrer Fahne geschworen und bin der alten nichts mehr schuldig, als meinen Respect lebenslang," sagte Wendelin. „Sie boten mir ein schönes Handgeld, aber ich hab' einen Handschlag gegeben und der gilt bei mir, so lang' ich noch ein Glied rühren kann."

„Brav! Sehr brav!" äußerte Herr von Theinau. „Deine Braut hat Dir doch für das ausgeschlagene Handgeld sattsame Douceurs an Küssen zukommen lassen?"

„Sie weiß gar nichts davon," erwiederte Wendelin trocken.

„Das ist noch lobenswerther," sagte Frau von Mosbach. „Nun erzähle, was Du dort gesehen und

gehört hast. — Die Franzosen sind also wirklich über den Rhein gesetzt?"

„Ja und haben den Herzog von Lothringen, der mit sechstausend Reitern und wenigem Fußvolk auf dem Marsche nach Wimpfen war, allda die Truppen zusammen gezogen werden sollten, unterwegs gestellt und geschlagen."

„Geschlagen!" rief Frau von Mosbach aufgeregt. „Ein Feldherr, der so gerühmt wird."

„Kann dem Besten passiren!" entgegnete Wendelin achselzuckend. „Der Lothringer — hab' ich gehört — hätte wohl ausweichen können, da der Feind an neuntausend Mann stark herüber gekommen, aber er hat einen Zahn auf die windigen Musjehs, die ihn von Land und Leuten gejagt, und weil er bei Sinzheim hinter der Elsenz einen gar vortheilhaften Ort inne gehabt, ist er seiner Sach' allzu sicher gewesen."

„Seht Ihr, Onkel, das ist doch Kanonendonner gewesen!" sagte Frau von Mosbach. „Ihr strittet mir's ab!"

„Wer commandirt die Armee des Königs von Frankreich?" fragte Theinau.

„Der Marschall Turenne selbst, sagen sie im

Lager — noch waren aber nur Versprengte angekommen."

„Turenne, der edle Vicomte!" rief Theinau lebhaft erfreut.

„Nennt Ihr ihn so!" entgegnete die Nichte unwillig. „Ihr scheint Euch zu freuen, daß der Feind in unser Land gefallen, daß er siegreich über unsere Truppen ist."

„Unsere Truppen, ma chère amie?" sagte der Oheim. „Ich denke, unser gnädigster Kurfürst hat bis jetzt noch keinen Mann zum Reichsheere stoßen lassen und scheint sich zur Neutralität in Anbetracht der Circonstancen resolvirt zu haben!"

„Schmach Euch, wenn Ihr deutsche Truppen, mögen sie pfälzisch oder sächsisch sein, nicht für die Unsrigen anerkennt!" rief Johanna mit erglühendem Antlitz.

„Streiten wir darüber nicht," sagte der Oheim lächelnd. „Ich ehre Euren deutschen Patriotismus, aber wenn Ihr, wie ich, diese aimable Nation kennen gelernt, wenn Ihr Euch, wie ich mich dessen wohl rühmen darf, durch besondere Attentions von Seiten des großen Mannes, geehrt fühltet, so

würdet Ihr anders urtheilen. Ich hoffe das bald zu erleben.

„Ihr hofft auf mehr Niederlagen der Unsern?“ rief Frau von Mosbach.

„Dafür ist mit Permiß gesorgt,“ erdreistete sich Wendelin das Gespräch seiner Herrschaft zu unterbrechen. „Jeden Tag können die Brandenburger und Lüneburger eintreffen, und dann übernimmt der Kurfürst von Brandenburg das Commando über die Kaiserlichen und Reichsvölker und dann wird's schon anders werden.“

„Bah!“ sagte Herr von Theinau. „Gegen den Vicomte von Turenne, den ersten Feldherrn unsers Jahrhunderts, ja, man kann sagen, aller Zeiten. Was ist dieser Kurfürst von Brandenburg mit Ihm verglichen? Wo hat er sich einen Titul als Feldherr erstritten? Man hat von ihm nichts gehört, als daß er sich auf Kosten geistlicher Reichsstände und der Schweden im Frieden zu Münster bereichert.“

„Dumm —“ hier erschrack aber doch Wendelin über sich selbst und die gewohnte Ausrede, wenn er sich mit seinem Lieblingsausdruck verschnappt hatte, wollte nicht recht fließen. — „Ich meine, dumm wär's nicht gewesen, wenn er die Schweden,

unsern Widerpart, über's Ohr gehauen hätte. Aber mit Permiß zu sagen, gnädiger Herr, der Kurfürst ist schon als junger Herr bei dem Prinzen von Oranien in die Schule gegangen und hat dort 'was gelernt!"

„Meinst Du? Sprichst ja wie ein Buch, wie das Theatrum mundi" — sagte Theinau vornehm zu dem Riesen aufsehend.

„Mein Handwerk versteh' ich und bin nicht taub gewesen, wenn mein alter General, der Montecuculi, mit andern hohen Kriegshäuptern über Dies und Jenes, wo ich bei ihm Schildwacht stand, discurrirte. Der sagt, in der Schlacht bei Warschau habe sich der Kurfürst von Brandenburg als ein geborener Feldoberst bewiesen."

„Und er wird beim Heere erwartet?" fragte Frau von Mosbach.

„So hört' ich im Lager: er wird seine Truppen in Person herzuführen. Heut' Abend haben die Kaiserlichen aber das Lager aufgebrannt, sie werden's wohl vor den Franzosen nicht halten können und dem Succurs entgegen ziehen."

„O, wär's mir vergönnt, dem Treffen beizuwohnen, welches die Fremden wieder über den Rhein

zurückwirft!“ rief Frau von Mosbach. — In der Thüre erschien eben die Amme. Sie war sehr blaß, ihre Züge trugen die Spuren der tiefsten Angst und Betrübniß. Die Männer waren aus dem bösen Thale zurückgekehrt und hatten weder das Fräulein noch den Krämer von Offenheim gefunden.

Drittes Kapitel.

„Wo will Sie denn so früh am Morgen hin, Amme?"

Die alte Frau sah den Knecht, welcher ihr mit dieser Frage das Thor aufschloß, kummervoll an und sagte: „Ich will noch einmal suchen gehen."

„Da läuft Sie sich umsonst die Füße müde," versetzte der Knecht. „Wir haben in jeden Strauch geleuchtet bis zum hohen Kreuz, haben gerufen und geschrieen, daß wir dachten, der böse Herr werde 's übel nehmen und uns einen Hagel Steine auf die Köpfe schütten. Wo will Sie denn suchen?"

„Das weiß ich noch nicht —" sagte die Amme.

„Sie hat sich ja ein Bündel geschnürt, wie ein Gesell auf die weite Wanderschaft. Amme, sei Sie gescheidt."

„Ich habe zur heiligen Jungfrau gebetet, die

wird meine Schritte führen. Eh' ich nicht das Kind wieder bringe, lasse ich mich nicht mehr vor meiner gnädigen Frau sehen, denn ich bin Schuld."

Der Knecht redete noch ab, doch hörte sie weiter nicht auf ihn, sondern schritt hinaus in den kaum erwachten Julimorgen. Noch war die Sonne nicht über den Hügel gekommen, aber die Wipfel der Bäume auf allen Höhen standen schon im goldenen Feuer, keine Wolke trübte den reinen Himmel, es versprach wieder ein wunderschöner Tag zu werden. Die Amme hatte jedoch keinen Sinn für die Schönheit der Natur, welche sie rings umher anlächelte, sie eilte unbekümmert um den Thau, der reichlich auf allen Halmen lag und ihr das Kleid näßte, durch den Fußsteig, welchen sie gestern mit ganz andern Gedanken gewandelt war. Wie hatte sich ihr Trotz in Demuth verwandelt!

Als sie an die Stelle kam, wo sie den Krämer gestern gefunden, kenntlich noch an den geknickten Aehren, wo er gelegen hatte, stand sie still und bedachte Alles. Daß er nicht nach Wilsheim gekommen war, um wenigstens Nachricht zu bringen, daß er Nichts gefunden, hatte sie ihm gestern zum bittern Vorwurf gemacht; heut' fand sie es ganz natürlich.

Warum sollte er als Unglücksbote kommen? Auf einen Handel konnte er bei der Stimmung der Mutter, die sich um ihr Kind ängstigte, doch nicht rechnen, also hatte er seine Zeit nicht unnütz verlieren wollen und war lieber ganz fortgeblieben. — Wohin sollte sich nun aber die Amme wenden? Hier galt es einen Entschluß zu fassen, denn gerade an dieser Stelle gabelte sich der Fußsteig, so daß der linke Zweig nach der Herrenwiege, der rechte nach dem nächsten Dorfe führte. In der Herrenwiege konnte sie Louise nicht finden. Das enge Thal hatte nur eine, wenn auch geschlängelte Richtung, in welcher es ohne Seitenschluchten mit ziemlich steilen Hängen bis zum hohen Kreuze anstieg, wo es durch die beiden Klippen der eigentlichen Herrenwiege verengt und hinter ihnen durch eine Querwand geschlossen war. Diese zu erklettern wäre für das Kind im Dunkeln wohl nicht möglich gewesen. So blieb nur die Annahme, daß Louise umgekehrt sei und den Ausgang des Thales eher verlassen, als der Krämer denselben erreicht habe, daß sie dann im Freien, wo sich kein sicheres Merkmal in der Dämmerung abzeichnet, eine falsche Richtung genommen und vielleicht zu Menschen gelangt, die sie jetzt wieder bringen würden, vielleicht aber auch

die ganze Nacht umhergeirrt sei und noch irre, welcher letzte Gedanke die besorgte Frau bis zu Thränen ängstigte. Doch war es ja nun heller lichter Tag und Dorf lag an Dorf, auch war Louise schier zwölf Jahre alt und ein resolutes Ding, wovon sie der Amme sehr überzeugende, wenn gleich nicht die angenehmsten Beweise gegeben. Wenn sie nicht verunglückt war, mußte sie sich zurecht finden. Und so nahm Frau Rolwing denn den Fußsteig zur Rechten, welcher sie durch die Weizenfelder nach dem Höhenzuge führte, an dessen Fuß das Nachbardorf lag, das auch ihrer Herrschaft gehörte, ihr, der Amme, eigener Geburtsort. Als sie der Dächer ansichtig wurde, nach der Wanderung einer halben Stunde etwa, mußte sie, ohne recht zu wissen, wie, an die alten Zeiten denken, was ihr sonst nicht eigen war. Dort, auf dem Herrenhofe, der nun von dem Verwalter allein bewohnt wurde, hatte sie mit ihrem Manne, dem Jäger, gedient, dort war ihr zu dem eigenen Kinde, das seitdem längst verstorben, das Kind ihrer damaligen Herrschaft an die Brust gelegt worden, und sie hatte Fräulein Hannchen groß gezogen, dessen konnte sie sich wohl rühmen, denn die Frau Mutter kümmerte sich nicht viel darum, sondern lebte lustig am

Hofe zu Heidelberg oder zu Castellaun und auch zu Paris, wo ihr Schwager, der Herr von Theinau, lange Jahre sich aufgehalten, und während all' dieser Ausflüge war Hannchen der Amme daheim überlassen geblieben und — auch dem Herrn Vater, den die Mama auf ihren Lustfahrten nicht mitnahm, weil sie mit ihm, wie sie ihm zuweilen selbst halb spaßend in den Bart sagte, keinen Staat machen konnte. Dem war auch eine Sauhetze viel lieber, als der schönste Ball unter feinen Cavalieren und Damen vom Hofe und dabei hatte er denn sein Leben selig beschlossen, ohne daß es der gnädigen Frau viel Thränen gekostet. Man hatte damals gesagt, sie würde, sammt ihrem Schwager, noch auf ihre alten Tage ihren Glauben verändern, um sich heirathen zu können, denn diese Familie war mit all' ihren Hintersassen der katholischen Kirche treu geblieben, als im vorigen Jahrhundert der Kurfürst sein Land reformirte, und ein ganz besonderes Zugeständniß, um wichtiger Dienste willen, hatte den Theinau's ihre Glaubensfreiheit verbürgt, obschon sie, mitten unter den Calvinisten wohnend, viel Anfechtungen erfahren. So noch jetzt katholisch, hatten die Leute gefürchtet, Frau von Theinau, deren Töchterlein nach dem Tode des

Vaters die Güter als Kunkellehn gehörten, werde nun ihrerseits, um den feinen Schwager zu heirathen, reformiren: dazu war's aber doch nicht gekommen und der Bischof hatte denn Fräulein Hannchen zu rechter Zeit durch die heilige Firmung vor Abfall geschützt, sie auch bald darauf getraut mit einem seiner Vettern, einem sehr schönen Officier aus Churbaiern, welcher dann mit ihr auf Wilsheim, da die Frau Mutter noch das Stammgut bis an ihren Tod zum Wittwensitz behalten, ein glückliches Leben geführt hatte. Leider nur kurze Zeit.

Als die Amme in ihrer Erinnerung, deren Bilder sich ohne Zeitfolge bunt durcheinanden drängten, bis zu diesem Punkte gekommen war, seufzte sie tief auf und beschleunigte ihren Schritt wieder, der während ihres Versinkens in alte Zeit unwillkürlich langsamer geworden.

„Nun, Amme, was hab' ich Ihr denn gethan?" rief sie plötzlich Einer an, den sie gar nicht bemerkt hatte. „Sie läuft ja vor mir, als wenn ich der Erbfeind wäre!"

Im ersten Augenblick hatte ein flüchtiger Gleichklang der Stimme sie an den Krämer Schliepmann erinnert, so daß sie sich freudig nach dem Sprecher

umgewandt, als sie aber den hagern, schwarzgekleideten Mann, der sie angesprochen, erkannte, sagte sie enttäuscht: „Ist Er's, Schulmeister?"

„Wohl bin ich's — wer sonst? Was hat Sie denn? Sie ist ja ganz verstört?"

„Hat Er vielleicht von unserm kleinen Fräulein etwas gehört und gesehen? Oder vom alten Schliepmann aus Offenheim?" fragte sie dringend.

„Fräulein Louischen, wie so?" entgegnete er verwundert. Sie gab ihm trübselig Bescheid, aus seiner Gegenfrage hörte sie schon, daß er nichts wußte; als sie aber den Krämer nochmals erwähnte, sagte er: „Der Schliepmann sitzt, wenn ich nicht irre, d'rin bei dem Verwalter auf dem Hofe und handelt. Er hat die Nacht, wie mir der Richter sagte, auf dem Schlosse geschlafen."

„Ich dank' Ihm!" sagte die Amme hastig und eilte, sich Gewißheit zu verschaffen. Die Sache war richtig, der Krämer Schliepmann hatte die Nacht auf dem Herrenhofe zugebracht, aber zur selben Minute, als Frau Rolwing den vordern Eingang des Dorfes betrat, verließ er dasselbe gerade auf der andern Seite, wo es zu Berg ging, und ehe sie nach dem Schlosse kam, dort nach ihm fragte und Antwort erhielt, daß

er so eben fortgegangen, und dann ihm, so rasch die alten Füße laufen konnten, folgte, war er längst verschwunden und jede Spur von ihm verloren. Sie stieg mühsam noch den Hohlweg hinauf bis zu der Hochfläche, wo sich drei Wege theilten, konnte aber nichts entdecken und als sie, halb in Verzweiflung, seinen Namen rief, spottete ihrer das Echo, das sie oft genug in ihren Kinderjahren geweckt hatte. Heut' klang seine deutliche Antwort ihr wie ein Hohngelächter.

Sie kehrte traurig auf den Herrenhof zurück, um bei der Verwalterin nachzufragen, was der Schliepmann über seine vergebliche Nachforschung erzählt habe. Zu ihrem Erstaunen nicht ein Wort! Er hatte weder gesagt, daß er nach dem Fräulein in die Herrenwiege geschickt worden sei, noch überhaupt erwähnt, daß er sie, die Amme, getroffen habe; — sie stand zuerst wie versteinert, dann brach ihr Zorn über ihn in laute Verwünschungen aus: der gewissenlose Mann, auf den sie sich verlassen hatte, war jedenfalls gar nicht im Thale gewesen, hatte sich wahrscheinlich gefürchtet, im Dunkel bis zum hohen Kreuz, wo es nicht geheuer war, hinauf zu steigen und lieber das sichere Obdach in Theinau gesucht, um sich früh

Morgens zeitig aus dem Staube zu machen, ohne Rechenschaft geben zu müssen.

„Habt Ihr denn gar nichts an ihm bemerkt, das ihm auf der Seele gelegen?“ fragte sie.

„O, der war lustig und guter Dinge!“ versicherte die Verwalterin. „Er sagte, er habe heut' einen guten Handel gemacht, keinen bessern in seinem Leben und lachte dabei, und schlug sich auf die Beine, daß die Geldkatze klirrte, die er unter dem Latz trug. Ich rieth ihm, seine Schäfchen nicht so laut blöken zu lassen, weil jetzt Kriegswölfe auf den Landstraßen streifen sollten, aber er lachte nur noch mehr und sagte: die thun mir nichts, die mach' ich kirre, die bringen mir eher zu, als daß sie mir was abnehmen!“

„Gottlose Reden! — Wann ist er denn hergekommen?“

„Ja, wir hatten zum Glück Bäckerei, sonst hätt' er lange klopfen können. Es konnte schon Mitternacht sein, als er an's Thor kam.“

Mitternacht! Der Amme graute — sie hatte ihn noch vor Sonnenuntergang gesprochen, nach Theinau war für ihn keine Stunde Weges und er war erst nach Mitternacht angekommen! Wo hatte er seine

Zeit zugebracht, und vor Allem, wie? Die alte Frau machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie nicht schneller gegangen sei, daß sie sich durch den Schulmeister habe aufhalten lassen, sie hätte ja sonst den Krämer getroffen und hätte ihn zur Rede stellen können. Nun war Alles vorbei! Was sollte sie thun, wohin sich wenden? Je mehr sie sich härmte, je furchtbarer gestalteten sich die Möglichkeiten über das Schicksal des verlorenen Kindes; auch das Benehmen des Krämers, seine Lustigkeit, der gute Handel, den er abgeschlossen hatte. —

Die Verwalterin tröstete sie nach Kräften, als auf dem Hofe plötzlich eine unruhige Bewegung entstand und ein Geschrei sich hören ließ, dessen Worte nicht zu verstehen waren — der erste Gedanke der beiden Frauen war: Feuer! aber noch ehe sie ihn geäußert, sahen sie zwei Reiter auf den Hof sprengen, bei deren Anblick die Mägde, welche eben die Köpfe zusammen gesteckt, schreiend aus einander liefen und sich im Stalle verbargen. Der eine von den beiden weißröckigen Reitern sprengte ihnen lachend nach, sie warfen ihm die Stallthüre dicht vor der Pferdenase zu, er rief nach ihnen, zuletzt mit drohender Stimme, und da sie nicht aufmachten, hob er das lange Faustrohr,

das er in der Hand trug — die Amme sah den Blitz und schrie laut, aber der Knall des Pistols übertönte sie: der Reiter hatte durch die Stallthüre geschossen. Drinnen brüllte das Vieh, aus dem Taubenschlage flatterte das Geflügel auf, der Hofhund wüthete mit lautem Gebell an seiner Kette, — es war ein förmlicher Aufruhr der Thierwelt auf dem Hofe über den Friedensbruch. Nur die Menschen hatten keinen Muth, auch nur Einspruch gegen die Gewalt zu thun, geschweige gar, sich ihrer kräftig zu erwehren. Mit gekrümmtem Rücken kam der Verwalter zitternd aus dem Hause, während seine Frau bei dem Schusse so fassungslos in der Stube geworden war, daß die Amme sich vergebens bemühte, sie durch Vorstellungen zu beschwichtigen.

Worte in fremder Sprache, die er nicht verstand, donnerten den Verwalter an, als er sich demüthig dem Steigbügel des Reiters näherte, der ihn gebieterisch zu sich herangewinkt hatte. Er blickte angsthaft und fragend zu dem Ungeduldigen empor, der ihn endlich, als seine mehrmals wiederholte Rede gar nicht verstanden wurde, zornig mit dem langen Ende seines Zügels über den entblößten kahlen Kopf schlug, daß der alte Mann mit einem Schrei zurücktaumelte.

Durchdringender klang ein anderer aus dem Stalle, dessen Thüre der Reiter, der hineingeschossen hatte und darauf abgesprungen war, mit einem kräftigen Tritte seines schweren Stiefels sprengte: unter dem dumpfen und tiefen Brüllen des Stiers, der mit der Hornkette rasselnd sein Hausrecht zu wahren schnaubte, stürzten ein Paar verzweifelnde Weiber hervor, dem fremden Reiter zu Füßen, der sie lachend in's Auge faßte und sich mit einem: Brr! vor ihrer Häßlichkeit abwandte. Sie waren vielleicht nie mit ihrem Mangel an Reizen ausgesöhnter gewesen, als in diesem Augenblicke.

Desto übler war der arme Verwalter d'ran, der durchaus Französisch verstehen sollte — denn Franzosen waren es, das hatte er beim ersten Scheltworte gehört. Jetzt sah er seinen Tod vor Augen, denn der Reiter zog auch sein Pistol aus der Sattelhalfter und bedrohte ihn damit, als er der neuen eindringlichen Forderung oder Frage nur mit Kopfschütteln und wiederholten deutschen Betheuerungen, daß er kein Wort Französisch verstehe, antworten konnte. Da kam ihm plötzliche Rettung. In das Hofthor sprengte ein dritter Reiter und hinter ihm ein ganzer Schwarm: alle in weißen Röcken mit hellblauen Umschlägen,

mächtige weiße Bandrosen an den aufgekrempten Hüten und alle gepuderte Köpfe, wie es damals bei der französischen Reiterei allein Sitte war. Der Vorderste rief mit lautem Befehlstone nur ein Wort und gleich ließ der Peiniger von dem alten Verwalter ab, ritt ihm im kurzen Trabe entgegen und hielt an, als jener sein Pferd anhielt. Auch der andere Reiter war schnell aufgesessen und kam heran, die übrigen ritten hinter ihrem Anführer, drei Glieder hoch, in einem starken Geschwader auf: es mochten wohl Vierzig sein.

„Keine Spur?" fragte der französische Officier den Reiter, welcher vor ihm auf den Hof gekommen war.

„Keine, mein Capitain!" meldete dieser. „Der Schurke von Bauer da —" er zeigte nach dem Verwalter, welchem dabei ein neuer Schreck durch die Glieder schlug, denn er sah wohl, daß für ihn die vermeintliche Rettung nur eine Galgenfrist war — „der Schurke von Bauer weiß gewiß etwas, aber er prätendirt kein deutliches Wort zu verstehen. Erlaubt, mein Capitain, daß ich ihm die Taubheit curire!"

„Er wird kein Französisch verstehen," sagte der Officier lachend.

„Wär' es möglich? Welch' ein Volk!“ erwiederte der Reiter.

„Hast Recht, Lafosse. Muß ausgerottet oder cultivirt werden. Ich will mit dem Manne reden.“

„Ihr werdet Euch doch nicht erniedrigen, mit dem alten Cochon in seiner eigenen barbarischen Sprache —“

„Was bleibt mir übrig? Die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit —“ sagte der Officier und sein Pferd herumwerfend, jagte er auf den Verwalter zu, der aus Furcht übergeritten zu werden zur Seite sprang.

„Kommt her, ich thue Euch nix!“ rief der Officier in gebrochenem Deutsch, dessen Sinn wir unsern Lesern wiedergeben, ohne sie mit den verstümmelten Worten zu behelligen, die dem Verwalter noch viel Kopfbrechens verursachten. „Habt Ihr fremde Reiter in der Gegend gesehen?“

Der Verwalter ließ einen scheuen Blick über das aufmarschirte Geschwader streifen, in dessen Gliedern nach französischer Weise ein leichtfertiges Geplauder und Gelächter herrschte.

„Ich meine nicht diese, nicht die Cavalerie Seiner Majestät, des allerchristlichsten Königs —“ der Titel

klang dem gequälten alten Manne wie ein bitterer Hohn — „sondern ganz andere, versteht Ihr — nicht in weißen, nicht in rothen Röcken, wie die Dragoner dort bei den Truppen des Kaisers, sondern ganz Blau, dunkles Blau, und haben auch ganz andere Hüte, seht Ihr?" hier ging aber dem Herrn Capitain seine deutsche Sprache aus, und er vermochte dem ihn Anstarrenden nicht die Façon, die er übrigens auch nur von Hörensagen kannte, deutlich zu machen. Daher fuhr er, die Stirn unter der stattlichen Lockenfülle seiner Perrücke leicht runzelnd, fort: „Versteht mich, ganz Barbaren, lange Haar' anstatt comme ça, und ein großer Mann de figure carrée — Ihr wißt!"

Der Verwalter wußte nichts, konnte also aufrichtig verneinen, daß er ähnliches Volk je gesehen habe, behauptete auch, daß in diese Gegend bis jetzt noch gar keine Soldaten gekommen seien.

„Seht Euch vor!" sagte der Officier mit einem ganz eigenthümlichen scharfen Blicke, der seinem sonst ganz angenehmen Gesichte einen schreckenerregenden Ausdruck lieh.

„Ich kann beschwören, gnädiger Herr —"

„Schwört nicht — Ihr könntet keine Zeit mehr

haben zu bereuen, und müßtet die Sünde mitnehmen, wenn — Euch das Schicksal übereilte." Die letzten Worte, für welche der Officier keine deutschen wußte, sprach er französisch, doch errieth sie der Verwalter und wurde noch blasser, als er schon in seiner Angst war. Der Capitain beobachtete ihn kalt und sagte dann:

„Ich weiß, Ihr habt die Person gesehen, nach welcher ich frage. Wollt Ihr Raison annehmen?"

„Gnädigster Herr Hauptmann oder Oberst —" stammelte der Alte.

„Nichts da! Ich will kein Winseln, sondern wahre Worte. Gestern sind fremde Reiter hier gewesen — wohin ist der Zug gegangen?"

„Hier ist kein fremder Reiter gewesen — so wahr ich ein Christ bin!" betheuerte der Verwalter. „Ueberhaupt kein fremder Mensch, außer ein ehrlicher alter Krämer, der im Lande umherzieht. Ich will nicht gesund vor Euer Gnaden stehen, wenn ich nicht die reine Wahrheit sage."

Der Officier wandte sich mit gerunzelter Stirn von ihm ab und rief seinen Reitern ein Paar Befehlsworte in französischer Sprache zu, worauf Zwei aus dem vordersten Gliede absaßen und vom Sattel, wie

der Verwalter mit strotzenden Augen sah, gerollte Ringe von Stricken nahmen, die sie schnell aufwickelten. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, gnädigster Herr Hauptmann!“ schrie er verzweifelnd, und aus dem Hause stürzte jetzt seine Frau, welche die Amme vergebens zurückzuhalten suchte, sie warf sich jammernd dem Officier zu Füßen, dessen Pferd vor ihr scheuend zur Seite sprang. Der Capitain war auch in der Reitkunst ein zu vollendeter Cavalier, um sich durch den unvermutheten Satz seines Goldbraunen aus der Fassung bringen zu lassen, aber eben so wenig Eindruck machten auf ihn die kläglichen Bitten der Frau für ihren Mann, welcher unterdessen von den abgesessenen Reitern gebunden wurde.

„Madame!“ sagte der Officier mit einer spöttischen Höflichkeit, welche sie einen Augenblick täuschte, und hoffend zu ihm aufblicken ließ. „Sie verderben sich die Kleider, es ist sehr staubig. Ihrem Gemahl wird nichts geschehen, wenn er gewisse Bedingungen erfüllt — ich muß ihn zum General schicken.“ Hier stieß die Frau wieder ein so schmerzliches Geschrei aus, daß der Goldbraune von Neuem unruhig wurde. — „Sie sehen, Madame,“ sagte der Officier, „mein Pferd kann den Anblick Ihrer blendenden

Schönheit nicht ertragen. Haben Sie Mitleid mit ihm!"

Vor diesem empörenden Hohne, welcher der Frau in ihrem Jammer verloren ging, fuhr aber die Amme, welche der Freundin gefolgt war, so zornig auf, daß sie sich dem übermüthigen Franzosen bemerkbar machen mußte und der Blitz ihrer Augen traf ihn mit einer Furchtlosigkeit, die ihn verwunderte. „Noch eine Grazie!" rief er. „Ist nicht die Dritte auch da? — Lafosse, rette mich und meinen Bayard vor diesen Hexen!" Er kehrte sein Pferd ab und der gerufene Reiter sprengte vom Flügel des Haufens, wo er sich angeschlossen hatte, so rücksichtslos auf die beiden alten Frauen ein, daß er sie unter die Hufe getreten hätte, wenn sie nicht eiligst geflüchtet wären.

„Abmarschiren!" befahl der Officier. Die abgesessenen Reiter saßen schon wieder im Sattel, einer von ihnen hatte den Verwalter am Strick und führte ihn unter dem lauten Wehklagen seiner Frau, welche die Amme mit Gewalt zurückhielt, mit sich fort. Das war der erste Besuch der Fremden in dieser Gegend.

Viertes Kapitel.

Im Schlosse zu Wilsheim herrschte eine tiefe Stille. Frau von Mosbach hatte nach einer schlaflosen Nacht ihren Oheim bewegt, selbst auszureiten und Nachforschungen nach ihrem, auf so unbegreifliche Weise verschwundenen Kinde anzustellen. Mehrere Knechte waren noch früher in verschiedenen Richtungen ausgeschickt worden: daß auch die Amme zu gleichem Zweck das Schloß verlassen hatte, wußte Frau von Mosbach durch den Knecht, der ihr das Thor geöffnet, und die Worte der Zerknirschung, mit denen sie geschieden war, rührten das Herz der Mutter. Diese saß jetzt in ihrem Zimmer, wo sie sich eingeschlossen hatte, und überließ sich ihrem Grame, denn sie war fest überzeugt, daß sie ihr Kind nie wieder sehen werde; es schien nur eine Vollendung ihres Schicksals, dessen Hand ihr schon den Gatten auf

ähnliche Weise geraubt, ohne daß sie jemals eine Gewißheit seines Todes erfahren hatte. Er war als Rittmeister vor seiner Schwadron im Gefecht auf den Feind gestürzt und dann im Handgemenge und der folgenden Hetzjagd, wo Jeder nur um sich haut und sich seines eignen Lebens wehrt, verschwunden, Niemand wußte, wo er geblieben war. Als wieder zum Sammeln geblasen wurde, hatte der Rittmeister von Mosbach gefehlt; unter den Todten und Verwundeten war er nicht gewesen, so hatte man ihn für gefangen gehalten, in der Hitze der Verfolgung mochte er in Feindeshand gefallen sein — Nachforschungen waren angestellt worden, sobald sich Gelegenheit dazu geboten hatte, der Herzog selbst hatte einen Trompeter an den feindlichen Feldherrn geschickt, aber vergebens waren, als bald darauf Waffenstillstand eintrat, alle Bemühungen, selbst dieses letztern, gewesen und auch nach dem Frieden, wo die Gattin des Vermißten Alles aufgeboten, um irgend eine Spur seines Schicksals zu entdecken, hatte sich nicht das geringste Zeichen von ihm gefunden. Erst einige Jahre nachher war durch einen fremden Deserteur, der sich in der Gegend herumgetrieben hatte, das Gerücht verbreitet worden, daß Herr von Mosbach, obschon ein

wehrloser Gefangener, von feindlicher Hand erschossen worden sei — es schien aber blos Vermuthung bei jenem Landläufer zu sein und der Verdacht lag nahe, daß er sich damit nur habe einen Zehrpfennig als Lohn für die Auskunft verdienen wollen. Frau von Mosbach war zum Unglück verreist gewesen und hatte ihn nicht selbst befragen können; bei ihrer Heimkehr hatte sie jedoch, von Neuem schmerzlich angeregt, diese Aussage, so weit sie verständlich klang, bis zu den höchsten Behörden im Auslande zur Sprache gebracht, hier aber eine schnöde Abfertigung erhalten: „die hochherzigste Nation der Welt müsse eine solche Insinuation zurückweisen, es sei ganz unmöglich, daß in den Reihen ihrer Tapfern, gewohnt, besiegte Feinde zu ihren Füßen zu sehen und ihnen zu verzeihen, eine solche That vorgefallen sein könne.“ Der Oheim Theinau, welcher nach langem Aufenthalt in Paris bei seinen dadurch zerrütteten Vermögensumständen im Hause seiner Nichte eine Freistatt gefunden hatte, war bemüht gewesen, ihren Unwillen über jenes, vom Kriegsminister Louvois selbst unterzeichnete, Schreiben zu beschwichtigen — das war ihm zwar nicht gelungen, wir haben ihre Abneigung gegen die Franzosen heftig ausbrechen hören, aber wohl hatte sie

seinen Vorstellungen über die Unmöglichkeit, sich Licht zu verschaffen, Gehör gegeben und sich in ihr Loos gefunden. Sie war noch so jung, im fünfzehnten Jahre verheirathet, im achtzehnten Wittwe, sollte sie sich in das Bahrtuch eines ewigen Grames hüllen? Zudem war sie ein echtes Kind der „Fröhlich Pfalz“, leicht von Blut, muntern Sinnes, schnell angeregt zur Freude, oft durch geringen Anlaß, durch ein heiteres Menschenantlitz, durch eine sonnige Landschaft, selbst durch eine Blume, die sie liebte! Aber solche Charaktere pflegen auch mitten in der Lust des Daseins, der sie sich hingeben, wie ein Schmetterling auf schimmernden Schwingen von lauer Sommerluft getragen, wenn sie dann plötzlich ein Schlag trifft, eben so schnell in tiefstes Leid zu versinken und momentan wenigstens viel unglücklicher zu sein, als Andere, welche gleich entfernt von beiden Extremen durch ihr Leben wallen. Ob sie darum zu beneiden sind? Wäre es wahr, was unsere Ascetiker predigen, wäre die Erde nur ein Jammerthal und böte die Hand des himmlischen Vaters seinen Kindern öfter den Kelch voll Wermuth, als den Becher süßer Wonnen im irdischen Leben, so möchte man Jene allerdings glücklich preisen, die ihr Gleichmuth die stets

sich erneuende Last des Erdenwehs tragen läßt; aber Gott ist allgütig und will nicht das Elend seiner Geschöpfe; prüft er sie mit Schmerz zu ihrem Heil, zur Läuterung, so weiß er auch überschwenglich zu beglücken, und wir können noch immer dem festen Vertrauen nicht entsagen, daß auf Erden des Glückes mehr wohne, als des Unglücks, wenn wir dies nur nicht mit eigener Hand auf unser Haupt ziehen.

Die arme Mutter freilich, welche wir im einsamen Gemach über ihr verlorenes Kind klagen sehen, fühlte sich in diesem Augenblicke namenlos unglücklich. Sie konnte keine Fassung gewinnen, sie machte sich selbst die bittersten Vorwürfe. War es genug, daß sie ihr Kind geboren, daß sie es gegen das Beispiel anderer vornehmer Frauen, selbst gegen den Wunsch ihres Gatten, an der eigenen Brust genährt hatte? War sie deshalb ihren Mutterpflichten nachgekommen? Hatte sie nicht jeden Winter am Hofe zu Heidelberg zugebracht und im festlichen Treiben, umringt von Huldigungen, über welche sie jetzt glühend erröthete, ihres Kindes nur zu oft vergessen? Ein Moment tauchte in ihrem Gedächtniß auf, wo sie der heißen Bewerbung ihres Vetters sogar mit mehr als dem flüchtigen Interesse geschmeichelter Eitelkeit gelauscht,

wo sie gefühlt hatte, wie ein junges Mädchen, uneingedenk alles dessen, was sie schon erlebt! Daß es nur ein Moment gewesen war und daß sie sich nichts gegen Ulrich vergeben hatte, konnte sie jetzt über ihren Leichtsinn, wie sie es nannte, nicht beruhigen! Und war sie auch in der ländlichen Zurückgezogenheit, in welche sie bei dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich geflüchtet, war sie hier auf Wilsheim immer eine sorgsame Mutter gewesen? Hier fiel die Entschuldigung fort, welche sie aus den Zerstreuungen des Hoflebens, denen sie sich nicht entziehen konnte, zu schöpfen vermocht! Sie war auch hier sich treu geblieben, in Feld und Wald auf Lustritten, die sie leidenschaftlich liebte, umhergeschwärmt, statt ihr Kind zu hüten und zu pflegen, ihm ein Vorbild und eine Lehrerin zu sein. Freilich hatte sie gemeint, es den treusten Händen anvertraut zu haben.

Da klopfte es leise an ihre Thüre. Sie schrak aus ihren Gedanken auf, aber es war ein freudiger Schreck voll Hoffnung, denn sie erkannte am Klopfen, daß es die Amme war.

„Komm herein, Amme!“ rief sie aufspringend. Die Thüre war verschlossen, sie öffnete schnell, aber eben so schnell sank ihr freudig aufschwellendes

Herz, als sie einen Blick auf die alte Frau gethan.

„Du bringst neues Unglück, Amme? Du hast sie gefunden, todt, zerschmettert?“ Schaudernd gab sie dem Gedanken Worte, der sie die ganze Nacht hindurch mit den gräßlichsten Bildern gequält hatte.

„Nicht doch, keine Spur von ihr — sie wird sich verirrt haben, ist weit abgekommen — gewiß bringen sie gute Leute wieder, und ich weiß jetzt, warum das nicht gleich möglich ist, die Wege sind unsicher.“

„Aber Du hast mir doch Schlimmes zu sagen, ich sehe Dir's an.“

„Ja, gnädige Frau, die Franzosen sind in Theinau eingebrochen —“

„Die Franzosen?“ rief Frau von Mosbach betroffen. „Unmöglich! Wie kämen sie hierher?“

„Ja, das weiß ich nicht. Aber ich habe sie gesehen und den alten Hänisch haben sie gemißhandelt und fortgeschleppt —“

„Erzähle!“ rief Frau von Mosbach mit funkelnden Augen.

Die Amme trug in ihrer Art nicht ohne Uebertreibung vor, was sie erlebt und gesehen hatte, und schilderte den Officier, welcher die Gewaltthaten gut

geheißen oder gar befohlen, auch im Aeußern als ein Ungeheuer, daß er sich selbst vor seinem Spiegelbilde erschrocken haben würde. —

„Das ist die hochherzige Nation, welche gegen besiegte Feinde so großmüthig ist," sagte Frau von Mosbach bitter. „Unser Land ist durch den Kurfürsten nicht einmal feindlich gegen Frankreich! Aber ich werde mir Recht zu verschaffen wissen! Mein Landesherr müßte kein Fürst und Mann sein, wenn er diese Mißhandlung seiner Unterthanen duldete! Ich reise noch heut' nach Heidelberg!"

„Ihr wollt Euch wohl auch den Franzosen in die Hände liefern?" rief die Amme erschrocken. „Auf allen Straßen sollen sie streifen!"

„Gegen eine Dame werden sie schon galant sein," entgegnete Frau von Mosbach mit derselben Bitterkeit. „Onkel Theinau phantasirt ja so viel von ihrem ritterlichen Wesen: Courtoisie, wie er's nennt! — Ueberdem," setzte sie in heftigem Tone hinzu, „bin ich etwa in Wilsheim sicher vor ihrer Gewalt? O wär' ich ein Mann!"

„Ich danke Gott, daß Ihr's nicht seid, denn Ihr hättet längst Euer Leben in die Schanze geschlagen," versetzte die Amme. „Laßt nur den tollen Gedanken

mit Heidelberg fahren. Das geht nicht, das wird nichts, so lange ich noch da bin. Hier, wenn sie kommen, ist doch wenigstens der gnädige Herr —" Frau von Mosbach machte eine ungeduldige Bewegung — „nun ja," fuhr die Amme fort — „kann er nicht mit ihnen reden und hat so viel vornehme Bekannte bei den Franzosen —?"

„Ha! Turenne!" rief Frau von Mosbach von einem plötzlichen Gedanken ergriffen. „Ja, Du hast Recht, Amme, bist ein gescheidtes Weib, kommst immer auf den besten Einfall. So muß es gehen. Onkel Theinau muß gleich, so wie er heimkehrt, in's französische Lager —" hier aber besann sie sich, weshalb der Oheim abwesend war, und ihr zurückkehrendes Bewußtsein machte sich in dem schmerzlich ausgesprochenen Namen ihres Kindes bemerkbar. Die Amme nickte ihr tröstend zu.

„Seid ruhig, gnädige Frau, härmt Euch nicht, auch wenn sie heut' noch nicht kommt. Sie ist gewiß bei ehrlichen Leuten gut aufgehoben, und wenn sich das fremde Volk erst verlaufen hat, bringen sie uns das Kind wieder. Ich will's aber dann auch hüten, wie meinen Augapfel — ach Gott, ach Gott! wer hätte das geglaubt, ich wäre ja lieber mit ihr

gestorben —" hier brach sie selbst in Klagen und Thränen aus und die beiden Frauen blieben bis Mittag bei einander, wo endlich die ausgeschickten Boten nach und nach heimkehrten, jeder mit dem gleichen Bericht, daß nirgend von dem Fräulein eine Kunde zu erlangen sei. Kein Dorf auf zwei Meilen in der Runde war undurchforscht gelassen, weiter hatten sich die Leute aus Furcht vor den Franzosen nicht getraut, weiter konnte aber auch das Fräulein und wenn es sich im Dunkel noch so sehr verirrt hatte, nicht gekommen sein. Dieser trostlosen Ueberzeugung verschloß sich die Mutter am wenigsten.

„Sei still, Amme," sagte sie nun ihrerseits, „ich habe mein Schicksal verdient. Ich bin nicht werth gewesen, diesen Engel zu besitzen, darum hat ihn mir Gott auch genommen und zu seinem Vater gebracht. Ich habe es gestern unbewußt ausgesprochen. Mein Ahnherr hat das letzte Reis seines Stammes abgerufen — Du kannst nicht dafür, daß das Kind seinem Rufe folgte — bete für mich, Amme, und sei still, weine nicht."

„Da kommt der gnädige Herr!" rief die Amme, welche am Fenster gestanden, um ihre Thränen der

Mutter zu verbergen. „Mein gütiger Gott! Und wen bringt er mit?!“

„Louise!“ rief die Mutter, zum Fenster stürzend. Aber sie erbebte, als sie hinab sah, denn nicht ihr Kind kam, sondern an der Seite ihres Oheims ritt ein fremder Mann in der verhaßten Uniform, die sie zum ersten Male sah, aber aus Beschreibungen wohl kannte, auf den Hof. Die Amme erkannte ihn noch besser, wenn nicht am Gesicht, doch an der breiten Blässe seines Goldbraunen, vor welcher sie heut früh zu Theinau hinter das Taubenhaus geflüchtet war.

„Da ist er! Der hat den alten Hänisch binden und fortschleppen lassen! Und den bringt uns der gnädige Herr über den Hals! Zum Glück kommt er allein!“ rief sie. — Frau von Mosbach trat vom Fenster zurück, ihr Wesen hatte sich verwandelt. Jede Spur einer Thräne war von ihrem Antlitze verschwunden, ihr Auge blitzte zornig, sie hatte sich stolz aufgerichtet und athmete kurz und heiß.

„Geh, Amme — sage meinem Onkel, daß ich ihn zu sprechen wünsche — sobald er kann —“

„Aber der Franzose — was soll mit dem Franzosen geschehen? Er wird auch hier Unglück anrichten!“

„Ist er allein? Du sagtest, er sei allein! Weißt Du, daß er allein ist? — Sieh nach — ich will's wissen."

Die Amme ging noch einmal an das Fenster. — „Sie steigen schon ab. Der Christian hält dem Franzosen das Pferd, es ist keiner von den Soldaten zu sehen. Dort steht der alte Wendelin am Thore und sieht in den Hof, was das zu bedeuten hat. Wenn draußen noch Franzosen wären, würde er dort nicht stehen."

„Wendelin!" rief auf einmal Frau von Mosbach. „Du bist ein kluges, treues Weib! Laß jetzt meinen Onkel aus dem Spiele — sag' ihm nichts! Wenn er Dich fragt nach mir: ich könnte nicht herunter kommen, er möge nur die Honneurs gegen den fremden Gast machen! Ich werde sie nachholen!" Sie sprach das mit einem so eigenthümlichen, scharf herausgestoßenen Tone, daß die Amme verwundert auf sie blickte.

„Was habt Ihr vor, gnädige Frau?" fragte sie.

„Das wirst Du hören!" rief Frau von Mosbach mit leuchtendem, aber nicht wohlthuendem Auge. Du sollst dabei sein. Ruf' mir den Wendelin!"

„Was soll der?“ fragte die Amme immer besorgter vor dem Aussehen ihrer Herrin.

„Kriegsrath soll er mit uns halten!“

„Ach Gott, gnädige Frau —“

„Gehorche! Ich will es haben!“ befahl Frau von Mosbach, und die Amme entfernte sich mit unruhig klopfendem Herzen. Daß ihre Gebieterin etwas im Schilde führte, das nur Unheil bringen konnte, ahnte sie, was konnte sie dagegen thun? Im Hausflure traf sie gerade den Herrn von Theinau, der mit großer Zuvorkommenheit den französischen Officier in den Saal complimentirte.

„Amme, wo ist Deine Dame?“ fragte er, die alte Frau erblickend, die in einiger Entfernung stehen geblieben war.

„In ihrem Zimmer — sie kann nicht herunter kommen, läßt sie Euer Gnaden sagen,“ erwiederte die Amme.

„Melde ihr,“ sagte der Oheim feierlich, „daß der Herr Chevalier de Clermont-Tonnerre präsentirt zu sein wünscht.“

„Ich will's ihr sagen,“ versetzte die Amme, „aber ich glaube nicht, daß sie deswegen kommt.“

„Deswegen!“ wiederholte Herr von Theinau

sträflich mit einem halben Blick auf seinen Gast, der schon in den Saal getreten war. Zum Glück verstand derselbe, nach Theinau's Meinung, kein Deutsch, denn Clermont hatte es nicht für nöthig gehalten, seine Kenntnisse zu offenbaren. „Thue, was ich Dir geheißen, Alte,“ befahl Theinau der Amme, „und enthalte Dich aller Raisonnements.“ Damit folgte er Herrn von Clermont mit einer Flut von Entschuldigungen, daß er ihn habe warten lassen. Die Amme ging jedoch erst auf den Hof zu Wendelin, der mit dem Knechte sprach, welcher das Pferd des französischen Officiers auf- und abführte.

„Nun, Amme, da haben wir sie!“ sagte er, als die alte Frau sich ihm näherte. „Gestern wollte mir's kein Mensch glauben. — Den Braunen hier seh' ich lieber, als seinen Herrn. Ich wollte, ich wüßte in der Nähe ein Paar tüchtige Kerls von unsern — ich meine des Kaisers — Dragonern. Hier wäre ein Fang zu machen.“

„Du sollst zur gnädigen Frau kommen, Wendelin.“

„Schon wieder. Das Gretele hat mich wohl verklatscht — und läßt mir den Kopf waschen?“ Die Amme gab ihm darauf keine Antwort und er folgte ihr, nicht ohne wiederholt einen Blick auf den schönen

Braunen zu werfen, in den er sich förmlich verliebt zu haben schien. „Wenn ich solche Mähre noch einmal zwischen den Beinen haben könnte!“ murmelte er für sich. „Ist doch ein anderes Ding, als ackern und pflügen.“

Frau von Mosbach wartete mit Ungeduld und hörte die Meldung kaum an, welche ihr die Amme auf Befehl des Oheims machte. „Wendelin,“ wandte sie sich an den gewesenen kaiserlichen Reiter, „Du hast gegen die Türken gedient?“

„Bei Sanct Gotthard, gnädige Frau, unter dem Montecucculi, das will ich meinen.“

„Bist mit Gefahren vertraut, fürchtest Dich nicht?“

„Fürchten, ha!“ lachte Wendelin kurz auf.

„Willst Du für mich etwas thun, das aber gefährlich ist und — Blut kosten kann?“

„Türkenblut wär' mir am liebsten, aber damit ist es nichts mehr. Soll ich den Franzmann unten todtschlagen?“ Der alte Soldat nahm sich heraus einen Spaß zu machen, aber die Herrin wurde dadurch noch ernsthafter.

„Nicht morden — aber gefangen nehmen sollst Du ihn!“ sagte sie. Die Amme, welche zugegen

geblieben war, stieß einen Schrei aus, Wendelin sah die Dame groß und verwundert an. — „Höre, Wendelin! Dieser Mensch hat drüben in Theinau nach den Mägden schießen lassen, hat den armen, alten Hänisch mit dem Zügel über den Kopf geschlagen, hat ihn binden und fortschleppen lassen, warum? ist ein Räthsel — was hat der Greis verbrochen? Ich will dafür Rechenschaft von ihm fordern — wenn kein Mann im Lande es wagt, diesen fremden Räubern kühn entgegen zu treten, so will ich, ein schwaches Weib, ihnen ein Beispiel geben. Du sollst den Franzosen gefangen nehmen, Wendelin, und ich werde ihn fest halten, bis er meinen armen Hänisch frei gegeben und für die Mißhandlung entschädigt hat.“

„Aber, gnädige Frau,“ rief die Amme vor diesem Plane sich entsetzend, „ich bitte Euch um Gotteswillen, Ihr bringt Euch in's Unglück, sie brennen Haus und Hof nieder, sie morden Euch und uns Alle!“

„Dummes Weib!“ sagte Wendelin. „An Ihr vergreift sich Keiner. Was die gnädige Frau befiehlt, das muß geschehen. Ich hab' mir den Mann mit dem Pudelkopfe schon betrachtet, riecht wie ein Rosenstrauch auf Musketenschußweite, den nehm' ich auf

mich — ich werde mir gleich meinen alten Pallasch von Caprara-Kürassieren holen, der steht noch immer blank geputzt wie'n Spiegel an meinem Bett."

„Halt, Wendelin. So will ich es nicht. Wenn ich es vermeiden kann, soll es ohne Kampf, ohne Blutvergießen abgehen. Als Officier wird er sich Dir nicht gutwillig ergeben, er wird sich zur Wehre setzen, der Ausgang kann zweifelhaft sein." —

„Dumm — wär's freilich, wenn er mir unter die Klinge liefe, diese Franzosen fechten teufelmäßig gewandt, ich hab's gesehen. Aber ich werde meinen Mann schon stehen und ein Wuchthieb von oben herunter der schmeißt den ganzen windigen Patron zur Erde. Dann haben wir ihn."

„Nein, nein! Ich will keine rohe Gewalt, die am Ende nichts als ein Mordanfall wäre! An seinem Blut liegt mir nichts, nur an seiner Person als Geißel. — Geh, Amme, sage meinem Onkel, daß ich bedaure, den Herrn — wie war sein Name?" — Die Alte hatte ihn weder behalten, noch überhaupt verstanden — „gleichviel! sage nur, ich bedaure, den Herrn Officier nicht empfangen zu können, ich ließe ihn aber bitten, in meinem Hause die Gastfreundschaft anzunehmen — pfui, Amme, das ist falsch,

nicht wahr? Aber welche Waffe haben die Unterdrückten gegen Gewalt, als die List? Gieb dem Christian gleich Befehl, daß er das Pferd in den Stall führe und Du, schließe die Thüre des blauen Zimmers auf, hörst Du? des blauen Zimmers im Erker —"

„So, so! Weil es Eisengitter vor den Fenstern hat!" ergänzte die Amme.

„Und bitte meinen Onkel, daß er ihn dorthin führe, um es sich bequem zu machen. Dann, Wendelin —"

„Wenn er ohne Wehr und Waffen ist?" sagte der alte Kürassier kopfschüttelnd. „Das gefällt mir nicht."

„Du sollst ihn nicht etwa heimtückisch überfallen, nur einsperren, hörst Du? Sobald er im Zimmer ist, schließest Du ab und bringst mir den Schlüssel. Dann hab' ich ihn sicher und er soll mir für alles Böse, das er meinen Leuten in Theinau gethan hat, einstehen."

Wendelin konnte sich mit diesem Fuchsfang, wie er es nannte, nicht befreunden, er bat, lieber den Fremden im ehrlichen Kampfe gefangen nehmen zu dürfen, aber Frau von Mosbach bestand auf ihrem Plane und ließ sich auch durch die Vorstellungen der Amme,

welche überhaupt nichts von dem ganzen Vorhaben wissen wollte, nicht davon abbringen. — „Wenn eine deutsche Frau den Muth gehabt, den gefürchteten Herzog von Alba, da er in ihre Hand gegeben war, unbekümmert um die Rache seines Heeres, mit dem Tode zu drohen," sagte sie, „so werde ich vor den Folgen der Verhaftung eines bloßen Officiers nicht zurückbeben." Die Beiden verstanden sie natürlich nicht, wie hätten sie von Katharinen von Schwarzburg wissen sollen, die vor mehr als hundert Jahren gelebt hatte?

Fünftes Kapitel.

„Sie kennen also den großen Turenne?“ fragte Herr von Clermont-Tonnerre, welcher mit dem Oheim in den Saal des Schlosses getreten war und hier auf dessen Einladung Hut und Handschuh abgelegt und auf einem der alterthümlichen Sessel Platz genommen hatte.

„Ich habe die Ehre, von ihm gekannt zu sein,“ erwiederte Theinau. „In der glücklichen Zeit, welche ich in Ihrer Hauptstadt zugebracht, war es mir vergönnt, durch die Empfehlungen der Tochter meines Landesherrn, der Frau Herzogin von Orleans, in den höchsten Zirkeln Zutritt zu erhalten.“

„Ah, die Frau Herzogin von Orleans!“ sagte Clermont lächelnd. Kein echter Edelmann aus den erwähnten Zirkeln konnte dieser hohen Dame ohne zu lächeln gedenken, denn sie stand mit ihrer gesunden

kerndeutschen Natur wie ein fremdes Wesen in der frivolen vornehmen Welt des Hofes und ihre derben Aeußerungen über das Treiben der Gesellschaft, die sie ungescheut und nicht ohne Witz selbst dem Könige gegenüber that, erregten allgemeine Sensation, natürtürlich ohne in der Sache selbst das Mindeste zu ändern."

„Ja — ich hatte die Ehre, in ihrem Gefolge zu sein, als sie Seiner Königlichen Hoheit, dem Herrn Herzoge von Orleans, ihre Hand reichte —"

„Ihr Souverain scheint das vergessen zu haben," versetzte der Officier, „ich meine, daß er durch Familienbande an das Interesse Frankreichs geknüpft ist."

„Verzeihung, mein Herr Chevalier — unser Souverain, wenn Sie wollen, ist der Kaiser. Sie vergessen die eigenthümlichen Verhältnisse des deutschen Reiches, dessen Mitglieder, so auch mein gnädiger Herr Kurfürst, als Pfalzgraf am Rhein, verbunden sind, sich den gemeinsamen Beschlüssen des Reichstags zu fügen."

„Es thut aber doch Jeder, was er will, hab' ich mir sagen lassen," entgegnete Clermont, und so hätte Ihr Herr, auch wenn er nicht Ihr Souverain ist, was ich nicht verstehe, seiner natürlichen Allianz

folgen sollen, was gewiß seinem Lande nicht zum Schaden gereicht hätte."

„Ich bin überzeugt, Herr Chevalier, wenn der Kurfürst dem Zuge seines Herzens hätte folgen dürfen, so wären die Franzosen als Freunde mit offenen Armen in der Pfalz empfangen worden. Aber die Verhältnisse des deutschen Reiches —"

„Verschonen Sie mich mit diesem monströsen gothischen Gebäude, das Euch einmal über den Köpfen zusammenstürzen wird!" unterbrach ihn Clermont lachend. „Wenn Ihr Fürst offen zu uns getreten wäre, mein König würde ihn, als seinen Verwandten, groß gemacht haben, er hat die Macht dazu, und wenn die deutschen Fürsten ihren Vortheil verständen, so sagten sie sich los von dem alten morschen Reich, das sie nirgend schützen kann, und suchten die Freundschaft und Protection unsers großen Monarchen."

„Allerdings, allerdings!" erwiederte Herr von Theinau. „Es käme nur darauf an, daß Einer muthig das erste Beispiel gäbe."

„Sie sind ein wohlgesinnter Mann, Herr von Théno! Sie stehen gewiß in hohen Gnaden bei Ihrem Herrn und sollten ihm die Augen über seinen

wahren Vortheil öffnen. Welch' ein Verdienst würden Sie sich um ihn, um ganz Deutschland, erwerben."

Theinau's mageres Gesicht hatte sich geröthet, er rieb seine beringten Hände, daß die Spitzenmanschetten rauschten. „Das ist ein großer Gedanke, mein Herr Chevalier!" sagte er. „Ich kann mich vielleicht rühmen, daß ich, wenn auch nicht direct, da ich aus Gründen den Hof schon seit längerer Zeit nicht mehr besuche, doch durch indirecten Einfluß einer Verwandten, welche dem Kurfürsten sehr nahe steht —"

„Ah, seiner Geliebten! Ich verstehe!" rief Clermont lachend.

„Verzeihung, Herr Chevalier!" entgegnete Theinau feierlich. „Die Raugräfin von Degenfeld ist die rechtmäßige Gemahlin des Kurfürsten, ihm angetraut durch den Priester des Herrn, wenn auch zur linken Hand."

„Ihr Deutschen habt wunderliche Sitten!" sagte Clermont. „Auch sonderbare Titel! Wie nannten Sie die Dame? Rocomtesse!" Und er wollte sich, das Wort mehrmals wiederholend, vor Lachen ausschütten, zum großen Verdrusse des Herrn von Theinau.

Mitten in diese Heiterkeit brach durch die Thüre das saure Gesicht der Amme, welche, mit einem scharfen und nicht eben liebreichen Blicke auf den Fremden, Herrn von Theinau den Auftrag ihrer Herrin ausrichtete. — „Aber warum kann meine Nichte den Herrn Chevalier nicht empfangen?" fragte der Oheim, noch über Clermont's Lachen ganz unwillig.

„Das werden Euer Gnaden selber fragen müssen," erwiederte die Amme und kehrte sich kurz ab. Herr von Theinau bemerkte mißfällig, daß sie dem vornehmen Gaste nicht einmal einen Knix gemacht habe. Er trug dem Officier nun die Bitte seiner Nichte vor, welche dieser zwar schon verstanden hatte, aber seiner Rolle getreu sich ganz ernsthaft nochmals in französischer Sprache wiederholen ließ. Dann verbeugte er sich mit vollendeter Höflichkeit und sagte:

„Ich bin der Dame dieses Schlosses sehr verbunden, aber da ich meinen Reitern, Sie wissen, ein bestimmtes Rendez-vous gegeben habe, so kann ich die gütige Einladung nicht annehmen."

„O mein theuerster Chevalier, hätte meine Nichte eine Ahnung — so würde sie in Person erscheinen, möge sie auch noch so krank sein! Sie würde nicht

ablassen mit Bitten, bis Sie sich entschlössen, einen so schwachen Beweis der Dankbarkeit —"

„Still, still, Herr von Théno!" unterbrach ihn Clermont mit einem Lächeln, das sein jugendliches Gesicht wahrhaft verschönte. „Ich hoffe, Sie schlagen eine Ritterpflicht, der sich wenigstens jeder französische Edelmann mit Freuden unterzieht, nicht so hoch an. Glückt es mir, woran ich nicht zweifle, so kehre ich selbst mit zurück, nicht um Dank zu empfangen, den ich nicht verdiene, aber um die interessante Bekanntschaft Ihrer Frau Nichte zu machen."

„Erlauben Sie nicht, daß ich ihr wenigstens durch eine kleine Andeutung —"

„Nein, Herr von Théno!" sagte der Chevalier bestimmt. „So lange ich hier bin, auf keinen Fall."

„Aber noch einen Vorschlag. Sie senden einen zuverlässigen Boten zu Ihren Reitern und bestellen Alle hierher, wie sie nach und nach eintreffen. Gewiß, Herr Chevalier —" setzte er lebhaft hinzu, als er sah, daß Clermont diesen Vorschlag überlegte. „So geht es ganz gut. Ich habe hier einen gewesenen Kriegsmann, zuverlässig, rasch, umsichtig — vielleicht haben Sie ihn bemerkt, er sprach vorher mit dem Menschen, der Ihr Pferd noch immer im Schatten

umherführt, das sich doch im Stalle besser befinden würde. Diesen sichern Mann schicken Sie an Ihren Sergeanten, und ruhen einstweilen von den Mühen des Streifzuges aus."

„Sie haben eine Sirenenstimme, Herr von Théno," erwiederte Clermont lachend. „Wohlan, ich nehme Ihren Vorschlag an. Befehlen Sie über mich — ich werde gleich eine offene Ordre an meinen Brigadier Lafosse schreiben, während Sie die Güte haben, meinen Bayard dort, welchen die Fliegen sehr zu incommodiren scheinen, in einen dunkeln und kühlen Stall führen zu lassen, und jenen Veteranen als Boten bestellen, von welchem Sie sprachen. Ich nehme ihn auf Ihre Verantwortung als zuverlässig an."

„Ich bürge für ihn," sagte Theinau erfreut, gab aus dem Fenster die nöthige Anordnung für das Pferd des Gastes und führte diesen selbst nach dem Zimmer, welches ihm die Amme als zur Aufnahme schon eingerichtet bezeichnet hatte. Hier fand er zu seiner Befriedigung den Wendelin, der ihm die Thüre öffnete.

„Als Thürsteher angestellt?" scherzte er herablassend.

„Als Schildwacht, Euer Gnaden!“ verbesserte Wendelin.

„Haha, der alte Soldat nimmt es übel!“ lachte Herr von Theinau und erklärte dem Chevalier in französischer Sprache, das sei der Bote, den er ihm zugedacht und der doch gewiß ein ehrenfestes Ansehen habe. Clermont musterte ihn mit einem scharfen Blicke, es gefiel ihm, daß ihm der alte Soldat fest in's Auge sah.

„Treten Sie ein, mein Herr Chevalier — machen Sie es sich bequem, — Wendelin! Geh nicht fort, ich habe Dir noch etwas zu sagen. Aber Du bist ja auf Schildwacht, haha!“

„Ich bin auf Schildwacht,“ erwiederte Wendelin, ohne eine Miene zu verziehen, „und verlasse meinen Posten erst auf Commando.“

Der alte Herr, welcher mit dem Chevalier die Schwelle des Zimmers überschritt, erklärte diesem die Ursache seines Scherzes und bat ihn um die versprochene Ordre an den Unterofficier seiner Reiter. Clermont zog eine Schreibtafel aus der Tasche, riß ein Blatt Papier heraus und schrieb ein Paar Worte mit Bleistift darauf. „Hier, mein Herr — Lafosse heißt der Brigadier, schärfen Sie dem Boten diesen

Namen ein, denn wenn er die Ordre einem Andern giebt, so fürchte ich, daß sie nichts helfen wird — diese Kinder des Krieges sind in Wissenschaften und Künsten noch etwas zurück, selbst im Lesen."

„Taugt ihnen auch nichts!" sagte der alte Herr. „Nun, mein Chevalier, legen Sie Ihre furchtbare Espada ab, ich habe die schwere Waffe schon mit stiller Verwunderung betrachtet, sie muß ja entsetzlich incommodiren."

„Das Haus des Königs führt im Felde keine bloßen Galanteriedegen!" erwiederte Clermont stolz. Theinau verneigte sich, er wußte, daß die Reitergarden des Königs von Frankreich, deren vornehmste, die vier Compagnien Garde-du-corps und die Gens-d'armes, aus lauter Edelleuten bestanden, den Gesammtnamen la maison du Roi führten. Herr von Clermont-Tonnerre gehörte zu diesem stolzen Corps. Mit dem Wunsche einer erquicklichen Ruhe, bis er die Ehre haben werde, ihn zur Tafel zu rufen, entfernte er sich. — „Hier, Wendelin," sagte er draußen zu dem gewesenen Soldaten. „Diesen Zettul, der eine offene Ordre enthält, verstehst Du?"

„Dumme — Rekruten könnt Ihr bei Caprara-Kürassieren fragen, Jeder weiß, was eine Ordre ist."

„Charmant. Du sollst diese Ordre nach Wald-Innigheim tragen, dort wirst Du französische Cavalerie finden, Du näherst Dich ohne Furcht — nun, nun, fahre nicht auf, alter Haudegen, bei dem Wort, es soll kein Affront für Dich sein — Du gehst also dreist — ich meine, ohne Aufenthalt! Sei doch raisonnabel, Du nimmst ja an jedem Wort Ombrage — will ich Dich denn beleidigen?"

„Furcht habe ich vor'm Teufel nicht! Und dreist braucht Ihr mich nicht erst zu machen — nichts für ungut, Euer Gnaden! Ich soll also den Franzosen eine Ordre ihres Officiers bringen, der sich hier gütlich thun will?"

„Er ist der Gast meiner Frau Niece, dem sie große Verpflichtungen hat, großen Dank schuldig ist — was lacht der grobe Mensch? Ich werde ihm Respect beibringen. Er macht sich also gleich auf den Weg und fragt, sobald er angekommen ist, nach dem Brigadier Lafosse. Wird Er den Namen behalten? Lafosse!"

„Lafosse!" wiederholte Wendelin. „O ja Laffe — oder Affe, ich werde schon daran denken."

Herr von Theinau hielt es unter seiner Würde, auf so gemeine Späße zu antworten, er schärfte dem

alten allzudreisten Kriegsgesellen noch ein, die Ordre nur in Lafosse's eigene Hände zu geben, auf den er nöthigenfalls warten müsse, und ließ ihn dann stehen. Kaum sah ihn dieser auf der Wendelstiege, welche aus dem Erker hinab führte, verschwinden, als er den mächtigen Schlüssel, der in dem Thürschloß steckte, rasch zweimal umdrehte, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, den Klang des Eisens zu mäßigen.

„So! Der ist sicher!" murmelte er, indem er den Schlüssel abzog und in seine Tasche steckte. Von Innen wurde jetzt mit einem schnellen Drucke der Griff des Schlosses gefaßt und als es nicht nachgab, hörte der lauschende Wendelin mit heimlicher Schadenfreude einen lauten, überraschten Ausruf, der ihm wie ein Fluch klang. Er ging hierauf schallenden Tritts hinweg, um seiner Gebieterin Meldung zu machen.

Diese empfing ihn sehr aufgeregt und über die Folgen ihrer That, wie es ihm schien, nicht mehr so gleichgültig denkend, als zuvor. Wenigstens verfärbte sie sich ein wenig, als sie hörte, daß in Wald-Innigheim, kaum zwei Stunden entfernt, französische Reiter lagen, an welche Wendelin einen Befehl tragen sollte.

Derselbe lautete:

„Sobald die Spur, wonach ich euch ausgeschickt habe, gefunden ist, soll Alles dem Ueberbringer meiner Ordre folgen, den ihr festzuhalten habt, bis das geschehen oder jeder einzelne Trupp zurückgekehrt ist. Er wird euch nach Wilsheim bringen, wo ich euch erwarte. Cl. T."

„Sie werden nach ihm suchen!" rief Frau von Mosbach.

„Aber ihn nicht finden," beruhigte sie Wendelin. „Den Zettel verschlinge ich lieber, als daß ich ihn hintrage, sie erfahren also nicht, was aus ihrem Officier geworden ist. Ehe sie hierher sich verirren, wird schon lange Zeit vergehen. Unterdessen — was wollt Ihr denn eigentlich mit ihm anfangen?"

Ob sich das die junge Frau schon recht bedacht hatte? War sie etwa nur der raschen Aufwallung ihres Unwillens gefolgt, ohne ihrem Plane nach der Gefangennehmung eine bestimmte Form zu geben?

„Ich werde ihm meine Bedingungen stellen," erwiederte sie. „Er haftet für Alles, was seine Leute in Theinau verschuldet haben. Geh, Wendelin, sage meinem Oheim, ich lasse ihn bitten, zu mir zu kommen."

Der Oheim schalt, daß der Bote noch nicht fort sei und hieß ihn, sich beeilen, dann stieg er leisen Schrittes, um den Gast nicht in seiner Ruhe zu stören, die Treppe hinauf zum Zimmer seiner Nichte.

„Onkel, ich bedarf Eurer jetzt mehr, als jemals. Ihr sollt mir beweisen, daß ich in Euch einen wahren Ritter, einen Schirm und Hort habe, wie Ihr mir oftmals zugesichert. Der Moment ist gekommen, wo Ihr Euch in der Probe als echter Stahl bewähren sollt."

Auf eine so feierliche Mahnung konnte der alte Herr nichts thun, als eben so feierlich erwiedern: „Theure Nice, während Ihr noch darüber meditiret, habe ich es Euch schon durch die That bewiesen, obwohl Ihr davon noch kein Wörtlein wisset. Davon werdet Ihr zu rechter Zeit Kenntniß erhalten, — en attendant sagt mir, was Ihr von mir wünschet."

„Ihr wißt, Onkel, was in Theinau geschehen ist?" fragte Frau von Mosbach in hastiger Weise, denn sie war nicht ganz gleichgültig gegen die Vorwürfe, welche sie zu erwarten hatte. „Oder wißt Ihr es nicht? Wer sollt' es Euch erzählt haben — so hört denn!"

„Ich weiß allerdings davon — ein seltsames

Mißverständniß, dessen Grund sich gar nicht approfondiren läßt, scheint obgewaltet zu haben. Es hatte sich ein Gerücht verbreitet, das zwar ganz unbegreiflich klang, aber doch ernste Nachforschungen nöthig machte — man wollte nämlich gehört haben, daß in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, ja in Theinau, sich —“ hier hielt der Oheim, wie von Zweifeln, ob er auch Alles eröffnen solle, plötzlich inne, besann sich einen Moment und fuhr dann fort: „Ich darf mich noch nicht weiter aussprechen, aber die Sache war sehr wichtig. Ein Streiftrupp, der bis in unsere Gegend auf Kundschaft vorpoussirt war, erhielt zufällig, wie es scheint, durch einen Wandersmann Kenntniß von dem wichtigen Fange, der hier zu machen sei, und setzte sich sogleich auf dessen Trace. Leider fand sich einiger Verdacht, daß in Theinau — nun, liebe Niece, man kann von Kriegsleuten nicht immer die Gentillesse, die tendre Behandlung ordinairer Leute, zu denen doch der alte Hänisch gehört, verlangen —“

„Aber die hochherzigste Nation der ganzen Welt, ihr chevaleresker Adel, das Muster jeder edlen Sitte!“

„Ich glaube, theuerste Nichte, wenn Ihr erst den

Chevalier von Clermont-Tonnerre gesehen und gesprochen haben werdet, so wird sich das Urtheil, das Ihr jetzt bespöttelt, brillant documentiren."

„Onkel, ich habe ihn für die Gewaltthätigkeiten in Theinau gefangen genommen."

Der Onkel starrte sie sprachlos an, ihm war es, als höre er Worte des Irrsinns.

„Und nicht eher soll er die Luft der Freiheit wieder athmen, als bis er dem gemißhandelten Greise volle Genugthuung gegeben hat!"

„Unglückliche! Was habt Ihr gethan!" rief der Oheim außer Fassung.

„Ich habe gehandelt, wie ich es meinen Unterthanen schuldig bin; sie haben Schutz von mir zu fordern, und wenn ich auch nur ein schwaches Weib bin, so thue ich, was in meinen Kräften steht. Nun aber, Onkel, vertretet mich. Ihr seid in Frankreich gewesen, Ihr wißt diese Herren zu behandeln, sagt dem Chevalier, wie Ihr ihn nennt, er sei mein Gefangener —"

„Unselige! Ihr beleidigt ihn, während er für Euch — o mein Gott! Und Ihr zittert nicht vor der Rache der Soldatesque, wer soll Euch, wer soll uns Alle vor ihr schützen? Ihr tragt die Schuld, wenn

unsere ganze Gegend mit Feuer und Schwert heimgesucht wird! Nein, jetzt muß ich reden, das Wort, mit welchem ich dem edlen, verkannten Chevalier Schweigen gelobt, bis er seine großmüthige That vollbracht haben würde, kann nicht länger maintenirt werden. Höret mich an und vergehet vor Scham! Ich ritt aus, um Euer verwildertes Töchterlein zu suchen — siehe, da fuhren bei Wald-Innigheim plötzlich mehrere Reiter aus dem Gebüsch auf mich los, schrieen mich brüsk an und menacirten mein Leben. Hätt' ich da nicht die erste Sprache der Welt, die alleinige Sprache cultivirter Geister verstanden, so wär's um mich geschehen gewesen! Aber ich erwiederte ihnen im pureſten Pariser Dialect: „„Disposez de moi!““ Da hättet Ihr sehen sollen: die rabiaten Leuen verwandelten sich in Lämmchen mit quirlenden Schweiflein: Monsieur est Français?“

„Verschont mich, Onkel!“ rief Frau von Mosbach ungeduldig.

„Attendez donc, ma nièce —“ entgegnete er und schien im Eifer seinen ganzen Bericht französisch geben zu wollen, aber er besann sich und fuhr deutsch fort: „Ihr werdet gleich Alles hören. Jetzt kam ein

Officier herangesprengt, derselbe Chevalier von Clermont-Tonnerre, welchem Ihr die unwürdigste Behandlung angedeihen laßt — unwürdig, ja! Zum Lohne für das, was er für Euch gethan. Er fragte mich sehr artig nach Allem, was er wissen wollte, eben auf Grund jenes räthselhaften Gerüchts, das ich fast geisterhaft nennen möchte, da kein veritabler Fond dazu vorhanden. Ich hatte natürlich weder etwas gesehen, noch gehört, wiewohlen ich ihm nicht cachirte, daß mir gestern Abend ein gemeiner Mann von der im feindlichen — pardon! ich meine den Franzosen feindlichen — Lager erwarteten Ankunft von Succurs Einiges erzählt. Darauf gab ein Wort das andere und ich fragte meinerseits, ob er nicht par hasard ein junges Mägdelein rencontriret, und schilderte ihm Eure Affliction. Nun merket auf und erkennet echt französisches Blut. Ah, die arme Mutter! sagte er mehrmals mit großem Attendrissement, und auf einmal rief er in jener incomparabeln Leichtigkeit heitern Scherzes: Ist uns das Hochwild nicht beschieden, wollen wir doch etwas fangen, der Mutter das entflohene Töchterlein wiederbringen. Allons, Lafosse! So hieß sein Sergeant. Vertheilt Euch zu Zweien, sucht ab auf zwei Stunden in der Runde,

ich begleite diesen deutschen Cavalier zu der Dame, der wir einen Ritterdienst erweisen wollen — Alert, Chevauxlegers! Wer das Kind bringt, bekommt von mir zwanzig Livres! En avant! — Sie stoben auseinander, der Chevalier begleitete mich und — was sagt Ihr jetzt, ma chère nièce?"

Thränen entstürzten den Augen der Mutter, ihre Wangen glühten im tiefsten Purpur der Scham, von stürmischen Gefühlen bewegt hob und senkte sich ihr Busen — statt aller Antwort nahm sie den Schlüssel, der vor ihr auf dem Tische lag und wollte dem Drange ihres Herzens folgen. Da fiel im Hause ein Schuß. Der Knall dröhnte wie Donner durch die Gänge und Winkel des alten Gebäudes. Frau von Mosbach stieß einen lauten Schrei aus und bebte zurück. Gedanken an Blut und Vernichtung, ein schrecklicher Gedanke vor allen, flogen durch ihre Seele, sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und sank, selbst wie vernichtet, auf einen Sessel. Noch mehr entsetzt hatte sich der Oheim — er stand todtenblaß und hielt sich zitternd an allen Gliedern nur am Eichenschrank aufrecht, gegen welchen er zurückgesunken war. Unten entstand Lärm, Stimmen schrieen durch einander, man hörte laufen, Thüren zuschlagen. Athemlos lauschte

Frau von Mosbach, sie wagte das grauenhafte Schweigen, das zwischen ihr und dem Oheim waltete, nicht zu unterbrechen. —

Da kam ein rascher, fester Tritt die Treppe herauf, näherte sich der Thüre — Frau von Mosbach war einer Ohnmacht nahe, was mußte ihr der nächste Augenblick verkünden?

„Wendelin!“

„Er hat das Thürschloß aufgeschlossen und ist über alle Berge!“ klang Wendelin's Baßstimme, der geängstigten Frau in diesem Augenblicke wie Sphärenmusik.

„Gott sei Dank!“ rief sie aus tiefster Brust, denn ihr war der Gedanke einer Blutschuld von der Seele genommen.

Verwundert sah sie der alte Soldat an, aber sie hatte für ihn keine Erklärung, sondern warf sich, von der Gewalt des Moments hingerissen, an die Brust des Oheims und weinte bitterlich.

„Faßt Euch, ich bitte Euch, liebe Niece,“ flüsterte ihr dieser, welcher selbst mit seinen aufquellenden Thränen kämpfte, zu, indem er ihre Locken streichelte. „Wir sind ja nicht allein.“ Und er winkte dem Wendelin heftig, sich zu entfernen.

Der aber mißverstand die Bewegung seiner Herrin und fragte hartnäckig: „Soll ich ihm nicht nachsetzen? Da ist sein Brauner im Stall, mit dem hole ich ihn ein, denn er kann in seinen schweren Reiterstiefeln nicht weit gelaufen sein.“

„Onkel! Ich bitte Euch —“ schluchzte Frau von Mosbach — „macht es wieder gut — sagt ihm, erklärt ihm Alles — o, verliert die Zeit nicht!“

Der Oheim war bereit; ehe jedoch sein sanftes Thier gesattelt wurde, vergingen kostbare Minuten, Wendelin rieth ihm, sich ohne Weiteres, wie er es gewollt, auf den noch gesattelten Braunen des Franzosen zu werfen, aber das wagte der alte Herr aus mehreren Gründen nicht, er war ihm besonders zu feurig. Als er endlich — und selbst in so entscheidendem Moment mit kunstgerechter Abgemessenheit der Tempos — aufgesessen war, ritt er, von Johanna zur Eile getrieben, in einem Galopp vom Hofe, wie ihn die Leute von ihm noch nie gesehen hatten; er selbst wurde dadurch in die schönsten Tage unternehmender Jugend zurück versetzt.

Draußen lag die ährenwogende Flur vor seinen Blicken, eine Uebersicht war nicht möglich, doch schien es dem alten Herrn außer Zweifel, daß der Chevalier,

der jedenfalls aus dem Seitenpförtlein, das gerade an der Treppe des Erkers lag, das Schloß verlassen, den Weg eingeschlagen hatte, der ihn zu seinen Reitern nach Wald-Innigheim führen mußte. Noch hatte er im hohen Getreide keine Viertelstunde in rascher Gangart zurückgelegt, als er Stimmen vernahm und über die Aehren hinweg die Köpfe eines ihm entgegen kommenden Trupps bemerkte. Noch konnte sein schwaches Auge dieselben nicht recht unterscheiden, aber es konnten kaum Andere sein als Clermont's Reiter, und er führte sie vielleicht schon selbst herbei, um Rache zu nehmen für den Verrath, der an ihm zu Wilsheim begangen worden war. Dem alten Herrn schlug ängstlich das Herz, denn was sollte er eigentlich sagen, um ihn zu entschuldigeu. Die That, daß eine Frau sich unterfing, einen fremden Officier fast inmitten seiner Leute zu arretiren, war eine so unerhörte, daß sich der Oheim selbst zu den Gegnern seiner Nichte zählte und doch für sie hier als Opfer fallen konnte, denn er hatte ja den Chevalier in die Falle gelockt und wer stand ihm dafür, daß dieser, sobald er jetzt seiner ansichtig wurde, ihn sofort durch einen Pistolenschuß, ehe er zu Wort gekommen, niederstreckte? In dieser gerechten Besorgniß hielt es der

Herr von Theinau für angemessen, der Gefahr nicht wie ein Stier mit gesenkten Hörnern gerade entgegen zu laufen, sondern sich als ein kluger Mann in eine zuwartende Stellung zu versetzen, und die Gelegenheit dazu bot ihm ein kleiner Waldkopf, der sich mitten in der Kornflur zum Schutz für die Hasen erhob und jetzt auch — alle odiösen Vergleiche apart — dem Oheim der allzukühnen Frau, für die er nicht bluten wollte, eine Zuflucht eröffnete. Er ritt ein niedriges Pferd und konnte hoffen, besonders da er ein lautes, lustiges Geplauder hörte, nicht beachtet worden zu sein. So ritt er denn, vorsichtig abbiegend, in das Dickicht hinein, dessen Zweige sich hinter ihm schlossen, er fand aber eine Oeffnung zwischen den Zweigen, welche ihm erlaubte, den Feldweg, der sich zwischen den Ackerbeeten dahin schlängelte, an einer freiern Stelle zu beobachten.

Sie waren schon ganz nah. Jetzt ritt der Vorderste aus dem Halmenmeere hervor: das konnte der Sergeant oder, wie ihn Herr von Clermont genannt, der Brigadier Lafosse sein, Theinau glaubte ihn zu erkennen: noch war also der Chevalier nicht wieder zu den Seinigen gelangt, sonst würde er auf jeden Fall an deren Spitze gewesen sein. Er hatte vielleicht

auch eine Zuflucht gesucht, um die Verfolgung, die er auf seiner Spur wähnen mochte, vorüber gehen zu lassen. Der Brigadier ritt ziemlich weit voraus, denn es verging einige Zeit, ehe wieder Einer kam oder vielmehr ein Paar. Was war das? Konnte der alte Herr seinen Augen trauen? Auf einem Pferde, das ein abgesessener Reiter am Zügel führte, saß ein weibliches Wesen, er konnte es nur nicht recht erkennen, da er, wie bemerkt, kurzsichtig war, auch schien dasselbe nach der andern Seite hin mit dem Reiter zu plaudern, der zu Fuß daneben ging und das Pferd führte, auf dem die weibliche Gestalt quer aufgesessen war. Sie schien ihm nur viel größer — sonst hätte er sie freudig für das Kind seiner Nichte, das so eifrig gesuchte, gehalten! Konnte er sich aber auf diese bloße Vermuthung hin, blindlings unter die Krieger stürzen? Sie entgingen ihm ja nicht, da sie offenbar den Weg nach Wilsheim einschlugen, den ihnen wohl Louise, wenn sie es war, gezeigt hatte. Vor Freude und Ungeduld konnte er nun kaum das Ende des Zuges erwarten — sieh! was kam hier noch? Zwischen zwei Reitern ein gefangener Mann, — daß er gefangen war, bewies der flache Klingenhieb, mit welchem ihn gerade in Theinau's Perspective der eine

Reiter zum flinkern Gange antrieb — wer konnte das anders sein, als der alte Hänisch, obwohl der Chevalier versichert, daß er ihn, um näher ausgefragt zu werden, weiter geschickt habe? Doch nein! Dieser hier trug einen Kasten auf dem Rücken; Theinau erkannte ihn jetzt: es war der Krämer Schliepmann von Offenheim.

Sechstes Kapitel.

„Das ist Deiner Mutter Schloß?“ fragte der Kriegsmann, welcher zu Fuß neben dem Kinde ging, das er auf seinem Pferde reiten ließ.

„Ja. Wo bleibt aber Dein Officier? Meine Mutter wird ihm danken wollen.“

Der Brigadier, welcher voraus geritten war, hielt eben sein Pferd an, um den Trupp, welcher jetzt aus dem Getreidefelde in die freie Flur vor dem Dorfe gekommen war, aufmarschiren zu lassen. „Ihr bleibt hier bis auf weitere Ordre halten und bewacht den Hund von Spion, daß er sich nicht losmacht und entspringt. Du, Martillier, mit Deiner schönen jungen Dame, begleitest mich.“ Es war derselbe, der in Theinau durch die Stallthüre nach der entflohenen Magd geschossen hatte, jetzt schien er völlig verwandelt, keine Spur von Rohheit in seinem aufmerk-

samen, fast zarten Benehmen gegen Louise. So gelangten sie auf den Schloßhof, wo ihre Erscheinung zuerst Schrecken, als aber das Fräulein erkannt wurde, ein lautes Freudengeschrei des Hofgesindes verursachte, das bis zu der Herrin drang und sie aus ihren rastlosen, unerfreulichen Gedanken riß. Gleich darauf stürzte die Amme in das Zimmer: „Sie ist hier! Frisch und gesund!“ rief die alte Frau und weinte vor Freude. Frau von Mosbach eilte hinab; schon auf der Treppe flog ihr aber Louise entgegen und nie hatte sich das Muttergefühl so stark in ihr geregt, als da sie ihr verloren geglaubtes Kind in die Arme schloß.

„Wo bist Du gewesen? Wer hat Dich gerettet?“ rief sie endlich, aber es war jetzt keine Zeit zu Mittheilungen, denn sie wurde hinab gerufen, wo Niemand sich mit den ungeduldig fragenden Franzosen verständigen konnte.

Was sollte sie ihnen sagen? Konnte sie die Fragen nach ihrem Officier mit einer Lüge abfertigen? So glücklich sie war, ihr Kind wieder zu haben, befand sie sich doch in der peinlichsten Verlegenheit. Sie fühlte, daß ein Schritt aus dem Gebiete der Weiblichkeit sie in ein Labyrinth geführt, aus welchem sie

keinen Ausweg mehr zu finden wußte. So gab sie denn den Reitern nur die halbe Wahrheit, nämlich, daß der Chevalier hier gewesen sei und sich entfernt habe, sie wisse nicht wohin. — Dafür aber sprach sie ihren Dank, daß sie ihr Kind sicher nach Hause geleitet, um so feuriger aus und wollte ihn durch ein bedeutendes Geschenk bethätigen.

„Verzeihung, Madame!" sagte der Brigadier Lafosse. „Einen Trunk Wein für mich und meine Maitres (so wurden dienstlich, und noch bis vor Kurzem die Gemeinen der französischen Cavalerie genannt), einen frischen Trunk Wein nehme ich an, mehr nicht. Mein Capitain, der Herr Chevalier de Clermont-Tonnerre hat schon für das Finderlohn der kleinen Dame reichlich gesorgt." Eine neue Verpflichtung! Es ging Frau von Mosbach wie ein Stich durch das Herz.

„Mein Herr —" sagte sie zu Lafosse, der von der ungewohnten Anrede mit drei Fingern nach der vordern Ecke seines dreispitzigen Hutes griff und ihn vom Kopfe lüftete — „wollen Sie Ihrem Capitain, den ich vielleicht nie wieder sehe, von mir ein Zeichen — meiner tiefen — Dankbarkeit bringen?"

„Befehlen Sie, Madame," erwiederte der Brigadier.

„Ich fürchte, daß ich seiner Ordre zuwider gehandelt habe, und daß er mich und den ganzen Trupp auf dem Rendez-vous erwartet, das er mir gegeben hat, aber ich hatte einen wichtigen Grund — gleichviel, Madame, ich nehme, außer dem Trunk, auch das Souvenir für meinen Capitain an."

Es war gut, daß Lafosse noch einmal an den Trunk erinnerte, der ihm sehr am Herzen lag, und den er hier doch nicht auf Soldatenmanier fordern oder gewaltsam nehmen konnte: Frau von Mosbach hätte ihn über dem Wichtigern, das sie beschäftigte, vergessen. Sie gab gleich Befehl, Wein in reichem Maaße vor das Thor zu bringen, wo nach des Brigadiers Rede sein Trupp hielt, dann zog sie einen Ring vom Finger, reichte ihn Lafosse erröthend und sagte mit bewegter Stimme: „Ich habe ein großes Unrecht an dem Chevalier von Clermont gut zu machen. Wollen Sie ihm diesen Ring geben zum Zeichen meines Dankes und — meiner Beschämung?"

„Parbleu, Madame!" versetzte Lafosse, welcher den letzten Worten eine sonderbare Auslegung gab. „Wenn Euch mein Capitain nicht gefallen hat, so bedaure ich Euren Geschmack. Die Damen von Paris

denken anders. Da Ihr jedoch jetzt andern Sinnes seid, so denn auf ein Andermal. Wir werden dies hübsche Land wohl nicht so bald verlassen. — Allons, Martillier! Was ist das par exemple?"

Martillier, der wüsteste Gesell der ganzen Compagnie Chevauxlegers der Garde, ein echter plumper Normand, — küßte eben dem kleinen Fräulein die Hand. Sie hatte ihm freilich, dem Beispiele ihrer Mutter folgend, eben auch einen Ring geschenkt — wenn er ihn nur hätte tragen können, den feinen Goldreif, den sie obenein vom kleinen Finger genommen hatte. Er war aber schon mit sich einig, er wollte ihn an einem Bande um den Hals tragen, als Amulet, das mußte ihn kugelfest machen, denn es war der Lohn für die einzige gute That seines wilden Kriegerlebens.

Beide ritten, nachdem sie sich von Frau von Mosbach beurlaubt, vor das Thor zu ihren Cameraden zurück, denen der Wein schon hinausgebracht worden war, und eben kam auch Herr von Theinau an, der es für rathsam gehalten, den Franzosen in vorsichtiger Entfernung zu folgen. Kaum hatte er sich ihnen aber, welche ihn wohl kommen sahen, aber nicht für gefährlich hielten, denn sie lachten unverschämt über

ihn, auf hundert Schritt genähert, als der Krämer, der ihn erkannte, mit jammervoller Stimme seinen Namen rief. Der Unglückliche! Er zog sich dadurch nur wilde Scheltworte, die ihn schweigen hießen, und einige Klingenhiebe zu, unter denen er sich krümmte, und Herr von Theinau, der ihm doch nicht helfen konnte, ritt mit abgewandtem Gesicht, voll ohnmächtigen Mitleids, an dem Haufen im Bogen vorüber und ungehindert in das Thor, wo ihm Lafosse und der Andere begegneten.

„Ah, Sie sind's!" rief der Brigadier. „Wo ist mein Capitain, er begleitete Sie!"

Theinau erschrack, als von ihm auf so gebieterische Weise Rechenschaft gefordert wurde, er kam sich in diesem Momente selbst wie ein Kain vor, und fürchtete, das Maal des schlechten Gewissens werde auf seiner Stirn sichtbar werden. Stotternd versicherte er, nicht zu wissen, wohin der Herr Chevalier, seit er Wilsheim verlassen, sich gewendet habe, und sah sich schon bei den finstern Blicken des Reiters, die ihn zu durchbohren schienen, einer strengen Untersuchung Preis gegeben, als ihm plötzlich von einer unerwarteten Seite Erlösung kam.

„Meine Herren! Meine Herren!" schrie auf

einmal der Krämer, während der ganze Trupp seine Aufmerksamkeit auf Lafosse und Theinau gerichtet hatte. „Wollen Sie sich gefälligst überzeugen, daß ich kein Verräther bin, der Sie durch absichtliche Lügen irre geführt hat?“ Er rief das in leidlichem Französisch und streckte seine zusammengebundenen Arme nach der Ferne aus, wo seitwärts vom Dorfe sich die Straße im Bogen zu den Bergen erhob.

Mehrere Flüche der rasch dorthin blickenden Reiter bestätigten seine Bemerkung. Ein rother, leuchtender Streif, unterbrochen von spielenden Blitzen machte sich fernher erkennbar. „Kaiserliche Dragoner, meine Herren!“ rief der Krämer triumphirend. Hab' ich nun eine solche Behandlung verdient? Hab' ich gelogen? Wenn Sie nur noch ein Weilchen verziehen wollen, können Sie auch noch die angenehme Bekanntschaft der Blauen machen, von denen ich sprach. Sie kommen gewiß hinterdrein.“

Lafosse hatte sich von der Richtigkeit der Wahrnehmung überzeugt, und als guter Soldat, auch in Abwesenheit des Officiers, seinen Entschluß gefaßt. Mit zwanzig Mann konnte er sich nicht in ein Gefecht mit jener Reitermasse, welche mehrere Schwadronen stark zu sein schien, einlassen; er lief Gefahr,

da sich der Capitain so weit vorgewagt, von der Armee abgeschnitten zu werden, wenn er den Dragonern Zeit gebe, näher zu kommen und ihm den Weg zu verlegen. Daß Herr von Clermont nach dem Platze geritten war, den er ihnen als Rendez-vous bezeichnet, stand außer allem Zweifel, sie hätten ihn freilich dort erwarten sollen, aber die Versicherung der kleinen Hexe, daß er bei ihrer Mama sei, wenn er mit dem alten Herrn, ihrem Onkel, geritten, und das Versprechen, ihnen einen ganz nahen Weg zu zeigen, hatte sie vermocht, nach Wilsheim gleichsam im Triumphe zu reiten, da sie nebenbei noch den Spion aufgefangen, der sie auf so unverschämte Weise, wie sie damals glaubten, genarrt. Der Richtweg durch das hohe Getreide hatte sie den Capitain verfehlen lassen, und daß der Krämer dennoch die Wahrheit verkündet, schien jetzt klar. Lafosse gebot daher, den Mann loszubinden, und forderte ihn auf, wenn er es wirklich ehrlich meine, sie nach dem Dorfe, wo er zu ihnen eingebracht worden sei, zu begleiten, um ihnen von dort, da er des Landes kundig sei, Schlupfwege zu zeigen, auf denen sie, ohne dem Feinde in die Hand zu fallen, sicher den Rückzug auf das Corps des Generals de Lorgos nehmen könnten. Der Krämer

rieb sich die Knöchel, welche, von den Stricken scharf geschnürt, brannten und sagte heimlich, so daß es der Herr von Theinau, der noch im Thorwege unter dem Hofgesinde hielt, nicht hören konnte: „Zwingen Sie mich scheinbar dazu, damit ich meine Reputation hier zu Lande behaupte. Es ist für die Zukunft."

„Du willst nicht, Coujon?" schrie Lafosse, der ihn schnell verstand, und riß zu verstellter Drohung sein Pistol aus der Halfter.

„Gnade, Gnade!" bat der Krämer. Und auf das Commando des Brigadiers marschirte der Trupp mit ihm ab, sich wiederum in das hohe Getreide verlierend.

„Habt Ihr kein Pistol am Sattel?" fragte Wendelin den alten Herrn von Theinau.

„Was sollt' ich damit?" entgegnete dieser. „Warum fragst Du? Ich werde doch nicht für den lumpigen Krämer mit den Reitern anbinden?"

„Euer Gnaden? Nein!" lachte Wendelin. „Ich aber hätte gern unsern Dragonern einen Signalschuß gegeben, daß hier etwas zu machen sei! Müssen Grünschnäbel sein, lieber nach den Kirschen auf den Bäumen am Wege schauen, als nach dem Feinde, daß sie die weiße Bande hier nicht bemerkt

haben — reiten Schritt, wie die Schnecken, Gott's Donner!"

„Fluche nicht so lästerlich!" sagte Herr von Theinau. „Wir wollen Gott danken, wenn sich das Kriegsungewitter nicht in unsere Nähe zieht." Ein allgemeines Aufjauchzen der Dienstleute unterbrach und erschreckte ihn.

„Sie traben!" schrie Wendelin. „Sie haben die Musjeh's gesehen! Schaut doch — der Vortrupp jagt los, querfeldein! Wenn's recht ist, schneiden sie die Kerls ab — werden aber auch Pech geben! O hätt' ich den Braunen jetzt unterm Leibe, der d'rin steht, ich machte mit! Tausend Teufel!" Er fluchte so mörderlich, daß ihm sein Gretchen mit der kleinen braunen Hand einen gewiß liebreichen, aber keineswegs sanften Schlag auf den Mund gab, worauf er verstummte.

Was aus der Jagd der Dragoner wurde, blieb den neugierig in die Ferne starrenden Leuten von Wilsheim unbekannt. So weit sie dieselbe mit den Blicken verfolgen konnten, hatten sie die flüchtigen Franzosen noch nicht eingeholt, kein Schuß fiel, Alles war verschwunden.

Herr von Theinau saß nun ab, um sich zu seiner

Nichte zu begeben, welche mit ihrem Kinde in ihrem Zimmer weilte und erst jetzt durch die dem Oheim vorauseilende Amme benachrichtigt worden war, was sich vor dem Thor und auf der Flur ereignet hatte. Dem Oheim lag jetzt wieder die Sorge um das Schicksal des Chevaliers schwer auf dem Herzen. Er konnte sich noch nicht weit entfernt haben — wenn er nun den Kaiserlichen in die Hände fiel? Oder, wenn auch nicht, wie sollte er wieder zu den Seinigen gelangen, die zweifelsohne versprengt waren und sich nicht mehr in der Gegend halten konnten? Was sollte aus ihm werden? Das Landvolk war ergrimmt auf die Franzosen und machte sich gewiß kein Gewissen daraus, den Einzelnen, wenn es ihn betraf, zu erschlagen. Er konnte sich ja gar nicht verstellen, seine Kleidung verrieth ihn. O daß ihm doch ein guter Genius den Gedanken eingäbe, nach Wilsheim zurückzukehren! Aber wie war das denkbar nach der Behandlung, welche er hier erduldet hatte? Wenn er einst zurückkehrte, so konnte es nur als unversöhnlicher Feind sein, mit dem Schwert der Rache! Von diesem Gedanken bedrückt, trat Theinau in das Zimmer seiner Nichte, wo ihm Louise entgegen sprang.

„Großonkel, ich bin eine Gefangene gewesen?“ sagte sie mit dem Ausdruck der Wichtigkeit, welche sie nach ihren Erlebnissen in sich fühlte. „Der abscheuliche Schliepmann hat mich verkauft.“

„Verkauft?“ fragte der Oheim erstaunt und zugleich von dem Benehmen des Kindes, was er zärtlich liebte, erheitert. „Ei, Du kleine Prinzessin Magelone, wer wird denn Viel für Dich geben?“

„O, der Schliepmann strich eine ganze Reihe blanker Goldstücke ein!“ sagte Louise stolz.

„Erzähle mir Deine Abenteuer,“ versetzte der Oheim, indem er sich, alle Sorgen um kommende Dinge vergessend, behaglich in den Lehnstuhl niederließ. „Die Mama wird freilich schon Alles par coeur wissen, was Dir arrivirt ist, aber sie hört es gewiß gern noch einmal an. N'est ce pas, ma chère Jeannette?“

„Erzähle, Louischen. Aber Ihr, Onkel, nennt mich nicht Jeannette, Ihr wißt —“

„Daß Ihr eine enragirte Franzosenhasserin seid! Ich denke aber, der heutige Tag wird Euch ein wenig mit dieser magnanimen Nation aussöhnen.“

„Feurige Kohlen fühle ich auf meinem Haupte brennen — Ihr habt Recht, Onkel, wenn ein Tag

mich über die Feinde meines Vaterlandes milder denken läßt, so ist es der heutige. Ich gäbe mein halbes Besitzthum hin, könnt' ich den Mann sprechen, dem ich so tief verschuldet bin, könnt' ich mich abfinden mit ihm."

„Nun das möchte gefährlich werden! Der Chevalier ist ein Antinous, ein Apoll an Schönheit!"

Johanna's Augen leuchteten unwillig auf, ihre Lippen kräuselten sich stolz. — „Erzähle, mein Kind," sagte sie ablenkend und Louise begann. Wir wissen, was ihr begegnet war, bis der Krämer Schliepmann am hohen Kreuz zu ihr kam und sie auf dem Heimwege begleitete.

„Halt!" sagte der Oheim, als sie von der kriegerischen Erscheinung auf der Höhe sprach. „Was sollten das für Truppen gewesen sein — und ihr Anführer. Beschreibe sie mir recht genau." Er fragte sie nach Einzelnheiten, welche jedoch Louise nicht zu beantworten wußte: sie hatte nur das allgemeine Bild von einer dunkeln Reiterschaar, und einem Helden, der sie geführt und von Oben her freundlich gewinkt hatte, in ihrem Gedächtniß behalten. Der Oheim wiegte bedächtig sein Haupt: „Bist Du auch

ganz sicher, meine Taube, daß Du auch wirklich das Alles observirt hast?“ fragte er.

„Bin ich blind, Großonkel?“ entgegnete sie.

Dieser machte der Mutter ein bedeutsames Zeichen. Johanna schüttelte leicht den Kopf, sie konnte nicht glauben, wie es der Amme bereits ausgemacht war, daß ihr Kind in dem Thale, dessen Räthsel schon Manchen in der Gegend bethörten, eine Vision wesenloser Erscheinungen gehabt habe, ihr war nur Eins dabei tief ergreifend gewesen, daß nämlich Louise, sie wußte jetzt selbst nicht warum, ihren Vater hatte rufen müssen: armes Kind! Deinen Vater, dessen letzte Ruhestätte zu wissen Dir vielleicht auf ewig versagt war!

„Das klingt wahrlich wie eine Offenbarung!“ sagte der Oheim, sich zur Mutter wendend. „Man muß nicht darüber nachdenken, der Kopf wird mir schwindlich. Denn ich habe heut' mit Bestimmtheit durch den Chevalier von Clermont erfahren, daß vor dem Herbst die Ankunft der deutschen Hülfsvölker nicht zu erwarten steht.

„Es brauchen nicht diese schon gewesen zu sein,“ erwiederte Johanna.

„Aber die dunkle Montirung! Bedenkt doch, wie paßt diese zu unsern bisher präsenten Truppen?“

„Wollt Ihr nicht lieber Louisens Erzählung weiter hören?“ brach die Mutter das Gespräch ab.

„Nun gingen wir und es wurde immer finsterer. Der Schliepmann stolperte alle Augenblicke und ich mußte so sehr lachen; da wurde er auf einmal böse und sagte: eh' viel Stunden um wären, würde ich weinen, aber ich bat ihn wieder gut zu sein und nun nahm er mich an der Hand, ich merkte es aber gleich, ich sollte ihn führen, damit er nicht gar fiele. Mir kam der Weg sehr weit vor, ich meinte, wir wären schon eine halbe Stunde aus der Herrenwiege heraus und sah mich immer nach den Lichtern um, die aus unsern Fenstern so weit leuchten. Schliepmann fragte mich, ob ich mich fürchte, ich lachte ihn aber aus und sagte, ich wäre schon manchmal im Finstern draußen gewesen; da fragte er mich, ob ich mich vor Männern nicht fürchte? Was für Männer? wollt' ich wissen, aber er lachte nur und sagte: Bist zwölf Jahre alt, nicht wahr? O, ich kann's genau wissen, denn Dein Vater wurde gerade an Deinem Geburtstage, als Du ier Jahre alt warst, begraben —“

„Begraben!“ unterbrach sie die Mutter, von

dem Worte plötzlich aufgeregt. „So hast Du mir's nicht erzählt! Sagte der Schliepmann: begraben? Vorher erzähltest Du anders, Du sagtest, an Deinem Geburtstage sei der Vater verloren worden — liebes, liebes Kind, besinne Dich; sagte der Schliepmann: begraben?"

Louise besann sich. — „Liebe Johanna," sprach der Oheim, „quält doch das arme Ding nicht. Was legt Ihr so viel Gewicht auf das Wort? Ich sollte doch meinen —"

„Onkel! Begraben — wenn das der Schliepmann gesagt hat, so wird er's auch wissen, so kann Er und kein Anderer das Geheimniß lösen, das mich so namenlos elend gemacht hat."

„Aber, gute Niece, nicht diese Exaltation! Warum sollte denn der ehrliche Schliepmann, wenn er etwas wüßte, geschwiegen haben? Dazu wäre doch gar kein Grund denkbar!"

„Louise, besinne Dich recht! Welches Wort hat er gebraucht: verloren oder — begraben?"

„Ich denke, begraben —" erwiederte Louise zögernd, aber sie war nun selbst zweifelhaft geworden und widerrief es gleich darauf. „Nun, ich sagte ihm," fuhr sie fort, „daß ich bald zwölf Jahre alt würde,

und dann plauderte er noch Allerlei, was ich nicht mehr weiß, erzählte mir von dem lustigen Kurfürsten und von seiner schönen Mutter, die einmal Königin gewesen, ich weiß nicht mehr recht wo, und von der Frau Raugräfin, unserer Cousine, wie der Onkel sagt, aber Du willst nichts von ihr wissen, Mama! — Ich hörte ihm zu und mir wurde die Zeit gar nicht mehr lang. Der Mond schien auch schon lange und es war ganz hell. Da sah ich einen lichten Schein — ich dachte erst, es wären unsere Fenster und dann wurde mir auf einmal Angst, es könnte Feuer in Wilsheim sein — aber der Schliepmann sagte: Feuer wär's wohl, aber nicht in Wilsheim, es sähe auch so wild aus, er könne es gar nicht begreifen. Wir kamen gerade unter einen großen Baum, der auf einem freien, hohen Platze stand, und auf einmal fing der Schliepmann an auf dem Finger zu pfeifen, daß ich erschrack und ihn schalt, er wäre ja wie ein Schäfer. O ja, meine Schäfchen werden gleich kommen — und wie er das gesagt hatte, kam's wirklich an, daß ich dachte, es wäre der wilde Jäger, mit dem mich die Amme, wenn ich lange draußen bleibe, immer zum Fürchten macht. Wie ein Haufen weißer Riesen kam's im Mondlicht an und der Schliepmann schrie:

L'ami, ho! und französisch antworteten sie ihm was ich nicht recht verstand, denn ich fürchtete mich wirklich und hatte mich an den Schliepmann geklammert. Er streichelte mich und sagte noch rasch, ich sollte ruhig sein, da waren sie schon da — und nun machte er sich los und ließ mich stehen, ich wußte gar nicht mehr, was ich that, aber ich wollte fortlaufen, glaub' ich, und Einer hielt mich am Arme fest und ich schrie fürchterlich. Da kam der Schliepmann, der mit einem Andern gesprochen, wieder zu mir und sagte, wenn ich nicht still wäre, würden sie mich todt machen, es sollte mir ja gar nichts geschehen, er hätte hier blos einen Handel abzuschließen, dann wolle er mich gleich nach Wilsheim führen. Ich setzte mich auf die Erde und weinte; sie kümmerten sich nicht um mich, außer der Eine, der mich am Arme festgehalten, redete mir zu, ich hörte aber nicht auf ihn. Was der Schliepmann weiter gethan, weiß ich nicht, aber auf einmal waren sie fertig und er sagte, ich wäre wohl sehr müde und sollte mich nur auf ein Pferd heben lassen, damit wir rascher fortkämen. Ich wollte nicht, aber sie thaten es doch, und der Mann, der mir zugeredet, hielt mich — Ach, ich war so müde und schlief ein Paarmal ein, glaub' ich und hätte der mich nicht ge-

halten, so wäre ich gewiß heruntergefallen. Wie ich mich wieder besinnen konnte, war's schon heller Tag und ich lag auf einem Bette, mit einem weißen Mantel zugedeckt — aber es war mir noch wie im Nebel, und ich lag ganz still und sah mich um. Da stand der Schliepmann mit einem Soldaten zusammen, dem hing ein schwarzer Bart in zwei dicken Zöpfen über den Mund — so fürchterlich sah er aus, daß ich schnell die Augen wieder schloß. Seht Ihr, sie schläft wie ein junger Bär! sagte Schliepmann. Macht also das Geschäft schnell ab. Der Andere schimpfte ihn, was ich nicht verstanden habe — ist das elende Ding da hundert Gulden werth? sagte er, daß ich mich vor seiner gräulichen Stimme erschrack und die Augen noch fester zudrückte. Für Euch mehr, Herr Graf! hörte ich den Schliepmann — und was der Andere sagte, verstand ich vor Angst nicht, aber ich blinzelte mit den Augen und da sah ich, daß der Schwarzbärtige, der gar nicht aussah, wie ein Graf, dem Schliepmann eine Menge Gold aufzählte, die strich der ein und bedankte sich. Soll ich erzählen, Mama, was der häßliche Graf von Dir gesagt hat? Sie sprachen Deutsch mit einander — soll ich?"

„Das ist nicht nöthig, Louise," erwiederte die

Mutter, ohne den Oheim anzublicken, welcher gleich bei der Schilderung des Kindes fragend ihr Auge gesucht hatte. „Erzähle nur noch das Ende.“

„Ja, dann entstand auf einmal draußen ein Gezänk und ein wildes Toben, daß ich vor Angst mir den weißen Mantel über's Gesicht zog — was nun weiter geschah, das weiß ich nicht recht, sie kamen auch in die Stube und fuhren über den Schliepmann her, der schrie erbärmlich, aber Alle wütheten so durch einander, daß ich kein Wort mehr verstand, bis der Martillier — ich habe ihn gefragt, so heißt er, — mir den Mantel vom Gesicht zog: fürchten Sie sich nicht, Fräulein! sagte er, und da ich um mich sah, standen viele fremde, wilde Gesichter vor mir, die starrten mich alle an und ich faßte vor Schreck Martillier's Hand, der sagte wieder, ich sollte mich nicht fürchten und er würde mich zu Dir bringen, Mama! Da wurde ich froh und sprang auf, als ich aber den Schliepmann sah, den sie gebunden und in die Ecke auf die Erde geworfen hatten, fing ich an zu weinen, obgleich er mich verkauft hatte. Der Martillier tröstete mich und sagte, das sei ein Spion, der ihnen versprochen habe, einen großen Herrn in die Hand zu spielen und das nur, um sie Alle zu verrathen,

darum werde der Herr Capitain, zu dem sie ihn brächten, ihn hängen lassen. Nun ging's fort, ich mußte wieder reiten und der Martillier erzählte mir unterwegs so viel von einer kleinen Schwester, die er gehabt, die aber nun schon lange todt ist, denn er ist alt und hat schon graue Haare, wie Du, Großonkel, wenn Du die Perrücke abnimmst. Wenn ihn nur jetzt die kaiserlichen Dragoner nicht eingeholt haben, er sollte mir so leid thun, er war so gut!"

„Und was ist aus dem Grafen geworden, an den Dich der Krämer verkauft hatte?" fragte der Onkel.

„Den habe ich nicht mehr gesehen und der Martillier sagte, das sei einer von den Fremden, die sein großer König gar nicht unter seinen Soldaten leiden sollte!"

„Erschießen sollte er ihn lassen!" fuhr der Onkel heraus, aber ein bittender Blick seiner Nichte beruhigte ihn sogleich und er setzte, zu Louisen gewendet, hinzu: „Ich meine, weil er Dich armes Kind Deiner Mutter rauben wollte, Gott weiß, in welcher Absicht. Wir haben Dich aber wieder, und ich hoffe, Du wirst nun Deine wilde Conduite etwas moderiren und nicht

mehr der guten Amme fortlaufen, wenn sie Dich auf Deinen Promenaden begleitet."

Louise ließ ein wenig den Kopf hängen und die Mutter bat sie, sich niederzulegen und auszuruhen, worauf sie ihr die Hand küßte, dem Großoheim einen herausfordernden Blick zuwarf und sich entfernte. Theinau hatte nur darauf gewartet — jetzt zupfte er die Manschetten zurecht und räusperte sich.

„Guter Onkel," kam Johanna ihm zuvor, „ich weiß, was Ihr sagen wollt. Aber auch nach dieser schrecklichen Erfahrung würde ich, wenn ich noch einmal jene Tage durchleben sollte, nicht anders handeln, als ich gehandelt habe. Wir haben uns schon so oft darüber ausgesprochen, daß jedes Wort überflüssig ist."

„Ich kann Euch nicht begreifen!" rief der Onkel. „Wenn Ihr doch mit einem Male Kreuth's Hoffnung hättet ersticken können! Wenn Eure eigene Inclination — es bedurfte ja nur eines Wortes und mein armer —"

„Onkel!" unterbrach ihn Johanna mit einem unwilligen Blicke. „Ihr kommt stets wieder auf diese unglückliche Idee zurück, so sehr ich auch das Gegentheil bewiesen habe! Wenn ich —" hier wurde

sie glühend roth, aber sie zwang sich fortzufahren — „wenn ich wirklich die Inclination, wie Ihr es nennt, gehabt hätte, was würde mich verhindert haben — ihr nachzugeben, und damit wenigstens Kreuth's Hoffnung zu ersticken?"

„Caprice! Caprice!" entgegnete der Oheim. „Ihr habt Eure kleine Tête für Euch — Ihr wolltet den armen Ulrich demüthigen, der Euch zu sehr als Mann von Character, ernst, decidirt, auftrat — er sollte zu Euren Füßen prosternirt die Scenen der Damenvergötterung an den Liebeshöfen der Provence erneuern —"

„O pfui, Onkel! Darauf geb' ich keine Antwort!" sagte Johanna.

Er war zu weit gegangen, er hatte sie erzürnt. — „Pardon, meine liebe, gute Niece," bat er. „Was ich sage, geschieht ja nur aus Empressement für Euer Glück!"

„Mein Glück!" rief sie. „Mein jetziges Glück ist mein Kind und meine Freiheit — wer mir eins dieser Güter rauben will, handelt feindlich an mir — so Kreuth, wenn ich der verworrenen Erzählung Louisens glauben darf, so Ihr, Onkel! Laßt mich meinen Weg gehen, und wenn ich zuweilen in Ver-

gessenheit meines Schicksals momentan wieder froh bin, schont mich und gönnt es mir."

Es trat eine Pause ein. Dann fragte der Oheim: „Könnt Ihr Euch den Grund denken, welcher Kreuth zu dem seltsamen Handel bestimmte, den der schändliche Krämer, als sein Werkzeug, mit ihm abgeschlossen hat?"

„Unedle Rache!" sagte Johanna mit gesenktem Blick. „Doch hätte ich ihm das nicht zugetraut."

„Rache, denkt Ihr, weil Ihr ihm Eure Hand zum zweiten Male, als sie wieder frei war, refüsiret? O nein! Ich bin der Meinung, er wollte ein Pfand haben für eine dritte Anfrage."

„Was sagt Ihr, Onkel?" rief Frau von Mosbach entrüstet.

„So weit ich Adam Kreuth kenne, glaube ich darin den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Was er sich vorgesetzt, dafür obstinirt er sich dergestalt, daß er es mit unermüdlicher Perseveranz und Geduld Jahre lang verfolgt, bis er sein Ziel erreicht hat."

„Aber das wird er nicht erreichen!" rief Frau von Mosbach mit blitzenden Augen. „Eher ging ich in

den Tod! Das schwör' ich Euch. Wer will mich zwingen?"

„Silence, ma pauvre nièce!" sagte Theinau warnend. „Denkt Euch den Fall, Graf Kreuth wäre an diesem Morgen hier arrivirt —"

„Ich hätte ihm das Thor verschlossen!"

„Bon, Ihr hättet ihm das Thor verschlossen und er, obgleich an der Spitze von zweihundert französischen Reitern, wäre doch galant genug gewesen, sie nicht absitzen und stürmen zu lassen, sondern er hätte einen Parlamentair, mit weißem Mouchoir winkend, abgesendet, der Euch ein Billet eingehändigt, etwa des Inhalts: Euer Töchterlein ist in meiner Gewalt, Ihr könnt es nur mit Eurer Hand auslösen, thut Ihr es nicht, so —"

„Haltet ein, Onkel!" rief Johanna. „Was quält Ihr mich mit Bildern einer Möglichkeit, welche Gott sei gedankt gnädig an mir vorübergeführt ist!"

„Für den Moment!" sagte der Oheim. „Ich sollte meinen, Ihr kennt Adam Kreuth auch, daß er einen Vorsatz, auf den er entètirt ist, niemals, so lang' er lebt, aufgiebt! Ist es ihm jetzt nicht geglückt, versucht er's auf andere Manier. Darum pardonirt mir den allerdings unchristlichen Wunsch, daß ihn der

König, sein jetziger Herr, möge erschießen lassen, wozu gar kein Grund, da er ihm die besten Officia leistet."

„Eben deshalb verachte ich ihn auch! Daß er, wo Deutsche Heere im Felde stehen, seine Waffen gegen sein Vaterland trägt! — O, daß ihn eine Deutsche —" hier schauderte sie vor dem sündhaften Gedanken, der sie ihrem eignen Selbst entfremdete und neigte ihr Haupt.

„Johanna," begann der Oheim nach einer Weile wieder, „wenn Ihr doch der Stimme treuer Zuneigung Gehör geben wolltet, so wäre Alles gut, jede thörichte Hoffnung, die etwa Kreuth auf Euren Besitz noch hegen könnte, müßte er dann aufgeben, Ihr hättet einen natürlichen Schutz, den ich alter Mann Euch doch nicht mehr zu leisten vermag. Sagt mir, was kann Euch an Ulrich mißfallen? Sein Ernst? O, er würde so glücklich, so heiter werden durch Euch!"

„Wollt Ihr es wissen, was mein Herz so tief verletzt hat?" rief Johanna, durch die Stimmung des Augenblicks zu ungewohnter Mittheilung bewegt. „Wenn er vorgiebt, mich zu lieben, kann er, was mir das Theuerste ist, hart, unfreundlich behandeln? Ja, ich will es Euch gestehen, es gab eine Zeit, wo

ich vielleicht fähig gewesen wäre, ihm meine Zukunft zu vertrauen — aber von dem ersten Male an, wo ich bemerkte, daß er gegen mein Kind lieblos war, daß er es streng und hart beurtheilte, kein freundlich Wort für Louisen hatte — da verschloß sich ihm auch mein Herz und ich zitterte vor dem Gedanken, meinen armen Liebling in seine Gewalt zu liefern, wie eine zarte Blume dem Winterfrost, der sie tödten muß!"

Siebentes Kapitel.

Mehrere Tage waren vergangen und das Leben auf Wilsheim hatte wieder seinen gewohnten Verlauf genommen. Noch am Abende, nach Louisens Heimkehr, war auch der alte Hänisch, der Verwalter von Theinau, welchen die Franzosen fortgeschleppt, zurückgekommen und hatte nicht versäumt, seiner Herrschaft eine genaue Schilderung der Leiden, die er erduldet hatte, zu machen. Sie hatten ihn, mit Stricken hartgeschnürt, nach einem beschwerlichen Marsche, in Wiedenbach vor einen hohen Officier gestellt, der dort mit einer dem Anschein nach zahlreichen Mannschaft Quartier genommen. Da war er denn mit Hülfe eines Elsassers, der unter den französischen Reitern gewesen, scharf ausgefragt worden, ob fremdes oder überhaupt Kriegsvolk in der Gegend von Theinau gesehen worden sei, ob er vielleicht gar, wie er beschul-

digt worden, einen vornehmen Herrn mit einem Reiterhaufen zu Theinau in vergangener Nacht beherbergt habe, und da er ehrlich bei der Wahrheit geblieben und sich in seinen Aussagen, trotz der spitzfindigsten Fallen, die man ihm gestellt, nirgend verwickelt oder widersprochen, so hatte der hohe Officier, der ein ältlicher, menschenfreundlicher Herr gewesen, ihn endlich laufen lassen, und ihm den Auftrag gegeben, wenn er irgend unterwegs französischen Trupps begegne, ihnen mit einem Paßport, daß sie ihn unbeschädigt ziehen ließen, zugleich eine offene Ordre vorzuzeigen. Er war aber auf Nebenwegen, die er kannte, nach Hause gegangen und hatte nur von fern einzelne Reiter zu Gesicht bekommen, ob es Franzosen oder Kaiserliche gewesen, hatte er nicht bemerken können; so war er denn weder mit seinem Paßport, noch mit seiner offenen Ordre irgendwo angekommen und hatte letztere seiner Herrschaft zugestellt. Sie lautete kurz: „Angesichts dieses zum Corps zurückzukehren.“ Die Unterschrift war in ihren krausen französischen Buchstaben ganz unleserlich, auch Herr von Theinau hatte sie nicht entziffern können, an sich war das auch ganz gleichgültig. Frau von Mosbach hatte dem Alten für die ausgestandene Angst und Mißhandlung

mit gewohnter Freigebigkeit ein Schmerzensgeld geschenkt und war dann selbst in Theinau gewesen, ihre Leute zu beruhigen.

In der Gegend war es seitdem wieder ganz still, alle streifenden Truppen, die sich bis hierher verirrt hatten, waren verschwunden, der Besuch schien blos ein vorübergehender gewesen zu sein und man lebte nur in Sorgen, daß er sich und zwar viel schlimmer wiederholen könne. Denn auf Wilsheim war durch Briefe die Nachricht eingegangen, daß der Kurfürst, seiner Pflicht als deutscher Reichsstand genügend, aus seiner bis daher wenigstens factisch behaupteten Neutralität herausgetreten sei. Auf eine Schonung des Landes war also, trotz seiner nahen Verwandtschaft mit dem französischen Königshause, nicht mehr zu rechnen, und die Versicherungen des Herrn von Theinau, daß sowohl der Charakter der großen Nation im Allgemeinen, als der des edlen Vicomte von Turenne insbesondere, eine Bürgschaft für milde Behandlung wehrloser Einwohner sei, fand wenig Eingang.

„Die Hand des Fremden lag schon bis jetzt schwer genug auf dem Lande, wie Ihr nicht läugnen könnt, Onkel. Jeder Eurer Briefe aus der Friedrichsburg

klagte darüber. Wie soll das nun erst werden! Diese Ruhe ist mir eher ängstlich, als troſtreich — sie gleicht der Stille vor einem Gewitter."

Wenn das der Fall war, so hielt sie ungewöhnlich lange an. Man wußte nach den vereinzelten Erzählungen, die aus der Nachbarschaft eingegangen waren, jetzt so ziemlich den Zusammenhang dieser plötzlichen Erscheinung französischer Gäste. Ein stärkeres Streifcorps war vom großen französischen Lager bei Weibstadt entsendet worden, von diesem hatten sich verschiedene kleinere Trupps weiter verlaufen und zwei davon, das eine unter dem Herrn von Clermont, das andere, wie Frau von Mosbach und ihr Oheim nicht anders annehmen konnten, unter dem Grafen Kreuth waren bis in die hiesige Gegend vorgedrungen. Das erstere hatte Schloß Theinau heimgesucht, dann bei Wald-Innigheim gerastet; Herr von Clermont war nach Wilsheim gekommen und sein Trupp ihm, nachdem sein edler Auftrag gelungen, hierher gefolgt — um seinen Führer nicht mehr zu finden und zersprengt zu werden. Der andere Haufe, unter Kreuth, mit welchem der Krämer Schliepmann in Verbindung schien, hatte sich ferner gehalten: aus Louisens Beschreibung war die Oertlichkeit nicht zu erkennen

gewesen; es mochten dann Clermont's ausgeschickte Reiter dorthin gelangt sein, das Kind reclamirt haben und Kreuth nicht in der Lage gewesen sein, ihre Forderung, besonders dem hochgestellten Führer gegenüber, zurückzuweisen. Wer vermochte hier klar zu sehen? Schliepmann allein konnte hier Aufschluß geben, aber nach Allem, was vorgefallen war, durfte man wohl nicht darauf rechnen, daß er sich jemals wieder auf Wilsheim blicken lassen würde.

„O, daß ich ihn nur einmal, einmal sprechen könnte!“ sagte Frau von Mosbach oft mit einer wahren Sehnsucht. „Ich wollte ihn schon zur Wahrheit bewegen! Er ist mir doch anhänglich — das weiß ich gewiß, mag er auch noch so Viel gethan haben!“ — Ueber das Wort, welches sie in der Erzählung ihres Kindes in eine so fieberhafte Aufregung versetzt hatte, das Wort: „begraben“ — das freilich, wenn es der Krämer wirklich gesprochen, ein Streiflicht in das geheimnißvolle Dunkel der Vergangenheit fallen ließ, äußerte sich Johanna nicht wieder, sie schien es vergessen zu haben und der Onkel hütete sich wohl, sie daran zu erinnern und pries ihren leichten Sinn. Der zeigte sich allerdings bald wieder und ihr Aeußeres war heiter, wie die schöne, sonnige Landschaft,

durch welche sie ihre täglichen Spazierritte von Neuem begonnen hatte, nachdem alle Gefahr verschwunden war. Wenigstens vor den Franzosen war keine Gefahr mehr. Man wußte gewiß, daß der Marschall Turenne, der am 17. Juni bei Sinsheim gesiegt, schon am 20., drei Tage nach der Schlacht, unbegreiflicher Weise mit seiner gesammten Macht wieder bei Philippsburg über den Rhein auf dessen linkes Ufer zurückgekehrt war. Auch die geschlagenen kaiserlichen Truppen, die sich bei Lampertsheim mit dem anderen Heertheile unter dem Herzoge von Bournonville vereinigt, waren jetzt, wie es verlautete, bei Ladenburg am Neckar und sollten sich dort verschanzen. So konnte denn Herr von Theinau keine Einwendungen mehr gegen die Ausflüge seiner Nichte machen und begleitete sie wie bisher. Sie hatte ihm den Vorschlag gemacht, sich davon zu dispensiren, da sie in Wendelin einen neuen und zuverlässigen Begleiter haben könne, aber dieser Vorschlag war von ihm mit Indignation zurückgewiesen worden. „Wie? Ihr wollt mir, Eurem Onkel, der ein Cavalier ist, einen ordinairen Menschen, Soldat von Profession, substituiren?“ hatte er empfindlich gefragt. „Aber ich sehe schon warum. Ich bin Euch ein Impediment, ein

Hemmschuh quasi. Wenn ich Euch chaperonnire, so lasse ich Euch nicht über Stock und Block jagen, denn enfin habe ich doch die Verantwortung als alter, solider Mann, daß ich Eure Imprudence im Zaum halte. Der Wendelin würde sich kein Gewissen daraus machen, mit Euch ventre à terre durch die Herrenwiege bis zum hohen Kreuz zu preschen. Gerade deshalb ist es mein Devoir, Euch nicht zu verlassen."

Der sanfte Klepper des alten Herrn wurde also stets mit dem wohlgeritteten Pferde der Frau von Mosbach vorgeführt und Wendelin, welcher trotz der Einwendungen seiner Braut Dienst auf dem Schlosse genommen hatte, ritt zuweilen statt des Reitknechts mit, der gewöhnlich der Herrschaft folgte. Er sah dadurch seinen Wunsch in Bezug auf den Goldbraunen des Herrn von Clermont erfüllt. Als er zuerst der Frau von Mosbach gemeldet, daß noch dieses edle Roß im Stall stehe und angefragt, was nun eigentlich mit ihm werden solle, war sie in peinliche Unruhe gerathen, und hatte ihn damit unverzüglich in das französische Lager senden wollen, um dasselbe dort auszuliefern. Doch hatte sich die Ausführung dieser Idee gleich durch den Abzug der Franzosen unmöglich

gemacht. Nun war der Oheim bewogen worden, sofort über die ganze Angelegenheit an den Vicomte de Turenne, wit welchem er ja bekannt sein wollte, zu berichten und das Schreiben mit einer Einlage an Herrn von Clermont über Heidelberg an den Befehlshaber der kaiserlichen Truppen gelangen zu lassen, damit dieser durch einen Parlamentair dasselbe an den Marschall befördere. Das war aber sehr weitläufig und mußte viel Zeit kosten. Unterdessen blieb denn nichts übrig, als das schöne Roß zu behalten, und da es etwas böse war, Wendelin für dasselbe zur Wartung und Pflege in Dienst zu nehmen, dieser mußte es auch ausreiten, und begleitete dann immer seine Herrin, welche sich unterwegs oft nach dem edlen Thiere umsah, dessen Schönheit und Feuer sie bewunderte. Der Oheim hatte sich darüber geärgert, und sie gewarnt, „die Attention auf ihr eignes Rößlein nicht zu verlieren, ansonst sie doch einmal demontirt werden könne.“ — „Gut, Onkel,“ war ihre Antwort zuletzt gewesen, „mag der Wendelin dann als Piqueur vor uns herreiten: ich hab' einmal meine Augenweide am Bayard.“ Das hatte aber der Oheim, da sie nicht auf einer Parforcejagd seien, als unschicklich abgelehnt. Er ahnte übrigens den wahren Be-

weggrund nicht, warum seine Nichte wünschte, einmal ohne seine Begleitung, nur von Wendelin gefolgt, auszureiten, sonst würde er, als ihm an einem schönen Nachmittage ein gichtischer Anfall den Ritt untersagte, lieber seine Schmerzen verbissen und sich, wie weiland der Friedländer bei Lützen, mit umwickeltem Bein auf das Pferd gesetzt haben, als die junge furchtlose Frau sich selbst zu überlassen. Er verwarnte sie freilich und wollte von ihr ein Handgelöbniß haben, daß sie nur einen mäßigen kurzen Galopp reiten werde, sie hatte ihm das aber lachend abgeschlagen. „Ich lasse mich in meiner Freiheit durch kein Versprechen beschränken!" sagte sie. „Gebt das auf!" Eine Gedankenfolge, die sich an diese Aeußerung knüpfte, mochte in dem Gesichte des Oheims zu lesen sein, denn Johanna wurde plötzlich ernsthaft und setzte hinzu: „Ja, Onkel, es ist nun einmal nicht anders. Ihr müßt Geduld mit mir haben."

Louise, welche im Zimmer war und nun lernen sollte, was ihr die Mutter aufgegeben hatte, sah ihr mit trübseliger Miene in das Gesicht. „Armes Kind, Du sehnst Dich wohl auch hinaus?" sagte diese. „Wohlan, ich gebe Dir Urlaub, bis ich heimkehre,

nur nicht weiter, als Du Wilsheim noch sehen kannst, und die Amme wird mit Dir gehen.

„Mutter, ich habe noch eine Bitte," erwiederte Louise, deren Wangen sich freudig geröthet hatten.

„Schlag' ich Dir je etwas ab?" entgegnete die Mutter, und der Oheim setzte in Gedanken hinzu: „Leider."

„Mutter, so bitte ich Dich, halte mich nicht mehr für ein kleines Kind, ich bin zwölf Jahre, schicke nicht immer die Amme mit mir aus, ich brauche keine Wärterin mehr, ich werde kommenden Freitag zwölf Jahre alt."

Die Erwähnung ihres Geburtstages weckte eine neue, erst jüngst wieder aufgefrischte Erinnerung in der Mutter, doch gab sie sich ihr nicht hin und der Schatten, der einen Moment ihre Stirn verdüsterte, wich schnell wieder dem heitern Sonnenschein. „Kind, verlange nicht, wie ein erwachsenes Fräulein angesehen zu werden," sagte sie lächelnd. „Gerade dann geht Deine ganze Freiheit verloren, dann darfst Du nicht mehr in Feld und Flur herumschwärmen, und wenn Du ohne mich ausgehst, kann Dir freilich die alte gute Amme keine Hüterin mehr sein, aber dafür mußt Du eine andere, viel lästigere Begleiterin haben."

„Aber Du, Mama!“

„Ich bin eine Frau, und — doch das verstehst Du noch nicht. Ich will aber Deine Bitte gewähren. Mag heut' die Amme zu Hause bleiben, heut' zum ersten und letzten Mal. Ich muß mich daran gewöhnen, daß Du kein Kind mehr bist, heut' aber magst Du es noch einmal in voller Lust sein. Nur verlasse ich mich darauf, daß Du vernünftig bist.“

Louise küßte ihr die Hand und begleitete sie in den Hof, wo Wendelin schon mit den beiden Pferden hielt, sie ordnete die Falten am Reitkleide der Mutter, als diese aufgesessen war und noch auf Wendelin wartete, dessen Brauner ihn nicht aufsitzen lassen wollte. „Wo sein Herr jetzt sein mag!“ dachte Frau von Mosbach, das stolze Thier betrachtend, welches mit dem fremden Reiter, der sich ihm aufgedrungen, hoch aufbäumte, als werde es sich überschlagen. Dann ritt sie, ihrem Kinde freundlich zunickend, im leichten Schritt vom Hofe und Wendelin folgte ihr, indem er sein ungeberdiges Pferd mit geschickter Hand zügelte.

Draußen ging es dann bald im flotten Galopp zwischen den Feldern dahin und die junge Frau genoß seit langer Zeit zum ersten Male die Freude, ohne

die gutgemeinten, aber oft lästigen Aufmerksamkeiten des Oheims sich selbst überlassen zu sein. Als sie eine freie Weideflur erreicht hatte, verhielt sie ihr Pferd und winkte Wendelin, welcher in anständiger Entfernung, wie es sich ziemte, zurückgeblieben war, an ihre Seite. — „Wendelin," sagte sie, „ich möchte den Bayard einmal reiten."

„Gnädige Frau," erwiederte Wendelin, nachdem er offenbar eine andere Antwort verschluckt hatte, „der geht nicht gut."

„Daß er gut geht, habe ich gesehen: er ist etwas heftig, davor fürchte ich mich nicht. Wir sitzen ab, Du mußt umsatteln." Dem alten Reitersmann gefiel die Kühnheit der Dame zu wohl, als daß er noch irgend einen Einspruch hätte thun sollen, er gehorchte, schlang den Zügel um den Arm, und hatte bald mit seltener Geschicklichkeit die beiden Sättel vertauscht, wobei er seiner Herrin noch einige gute Lehren gab, wie der Braune behandelt sein wolle. Sie hörte wenig darauf, schien auch keiner Anweisung zu bedürfen, denn als sie sich mit Leichtigkeit auf das Roß des Fremden geschwungen hatte, gab sich dasselbe, ohne nur einen Versuch zur Widersetzlichkeit zu machen, der Führung ihrer kleinen sichern Hand hin

und Wendelin konnte nach wenigen Schritten sein Erstaunen, in welches sich eine Art von Verdruß mischte, nicht mehr zurückhalten.

„Dummer Gaul!“ brummte er. „Aber warte nur — wenn ich Dich erst wieder habe, ich will Dir schon zeigen, daß Du einen Soldaten auf Dir hast! Jetzt — ha!“ Seine Erwartung, daß sich das Roß beim Galopp, den die Reiterin anfing, mit ihr endlich entzweien werde, wurde aber von Neuem getäuscht. Folgen konnte er auf dem Damenpferde, so scharf er ihm auch die niegefühlten Sporen zu kosten gab, dem kräftigen Bayard nicht, und ihm wurde schon Angst um seine Gebieterin, als diese in einem großen Bogen, allmälig die Gangart mäßigend, zurückkam und nun, bildschön von der Aufregung des Rittes, vor ihm hielt.

„Du hast den armen Bayard verläumdet!“ rief sie lachend. „Aber ich weiß schon, alter Schelm, weshalb. Du willst alle Welt glauben machen, daß ihn Niemand reiten kann, als Du. Mich hast Du aber nicht getäuscht und ich werde ihn fortan alle Tage selbst reiten.“

Wendelin war durch diese Rede ganz niedergeschlagen und folgte der Dame, als diese ihren Luftritt

fortsetzte, mit einer gewissen Erbitterung, die er — wir bitten für den rohen Kriegsmann um Entschuldigung! — an ihrem unschuldigen Zelter ausließ. Jetzt ritt sie gar querfeldein, übersprang einen breiten Graben, vor welchem Wendelin's Thier stutzte, das nur hindurch klettern konnte uud überholte einen Reiter, der, ebenfalls von einem Diener begleitet, langsam auf der großen Straße, welche hier längs der Berge sich schlängelte, daherzog. Sie warf nur einen flüchtigen Blick hinüber, während sie in der Entfernung von einigen hundert Schritt seitwärts vorbei galoppirte; es war keine glänzende Erscheinung, dieser Reiter, von Kopf zu Fuß in Schwarz gekleidet, auf einem dunkeln Pferde, sein Diener ebenso schlicht. Johanna kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Als sie aber eine Weile fortgeritten war, rief Wendelin auf einmal hinter ihr: „Gnädige Frau, der will etwas von uns!“ Sie verhielt ihr Pferd, wandte sich um und sah den schwarzen Reiter, der sich auch in schnellere Gangart gesetzt und die Straße verlassen hatte, in schräger Richtung angejagt kommen, offenbar um sie abzuschneiden. Ihr erstes Gefühl war frauenhafte Besorgniß.

„Reitet, gnädige Frau! Euren Braunen holt der nicht ein, und ich werde schon mit ihm fertig werden, rief Wendelin, aber sie schämte sich der furchtsamen Anwandlung und blieb halten, um zu erwarten, was des Fremden Absicht sei. Plötzlich erkannte sie ihn jedoch und auch er, auf eine geraume Entfernoch, zog den Hut von seinen dunkeln Locken. Sie erhob die Hand, wie zum Gruße, aber schnell, gleichsam über sich selbst erschreckend, senkte sie dieselbe wieder.

„Ihr seid es, Vetter Ulrich?" rief sie ihm mit möglichst unbefangener Stimme entgegen.

„Ich bin es, Johanna, und auf dem Wege zu Euch!" antwortete der Reiter, sein müdes Pferd zur letzten Kraftanstrengung treibend, bis er neben seiner Cousine hielt und ihr die Hand reichte.

„Willkommen!" sagte sie, ihre feine Rechte flüchtig in die seinige legend. Und sie ritt wieder an, er hielt sich an ihrer Seite. „Ihr kommt von Heidelberg?"

„Von der Friedrichsburg," erwiederte er. Sein ernstes Auge ruhte, ohne daß sie es zu merken schien, auf ihrem Antlitz, dem die blühenden Farben, durch den Ritt erhöht, eine bezaubernde Frische und Jugend-

lichkeit gaben. In Ulrich's Blicke hätte jedoch ein Beobachter keine Spur von Bewunderung zu lesen vermocht, eher einen strengen, prüfenden Ausdruck. — Da er nichts weiter sagte, wandte Johanna ihr schönes braunes Auge voll auf ihn und begegnete dem seinigen, das sich sogleich senkte, während eine leichte Blässe über sein ohnehin bleiches Antlitz flog. Er lächelte aber und dies Lächeln, das in seinen Zügen eine seltene Erscheinung war, verklärte sein edles Gesicht, wie Mondlicht eine nächtliche Flur.

„Ist der Oheim gesund?“ fragte er dann. Nach dem Oheim zuerst, nach Louisen gar nicht! Mußte dies, wo doch wohl keine Absicht zum Grunde lag, der Mutter gleich wieder auffallen? Sie gab ihm Bescheid, und ließ dann, obgleich sie sein schweigsames Wesen kannte, das immer erst zerstreut werden mußte, das Gespräch ganz ersterben. Er mußte ja doch seinen unerwarteten Besuch erklären.

Nicht Verlegenheit war es, oder Geistesarmuth, welche ihn, wie immer, so karg an Worten machte. Was auch in diesem Momente seine Brust bewegen mochte, er wußte es zu beherrschen. Ulrich war eine jener innerlichen Naturen, deren Seelenleben um so reicher und tiefer ist, je weniger davon auf der äußern

Oberfläche erscheint: in ihrem Innern regt es sich, wogt und klingt es, wie im Urgestein ein verhüllter Quell mit nie versiegender Flut. Ueber nichtige Dinge zu plaudern, hatte er nie gelernt, je lauter um ihn her das Geschwätz, desto stiller machte es ihn; Schweigen in lärmender Gesellschaft war ihm Bedürfniß, und wenn eine Pause eintrat, welche oft so peinlich wird, er brach sie gewiß nicht, denn ihm war sie wohlthuend, niemals drückend. Jetzt ritt er, in seinem Gemüth befriedigt, neben Johanna, er hatte ihr Manches zu sagen, aber dazu war Zeit, wenn er mit ihr in Wilsheim sein würde; daß auch sie schwieg, welche sonst so heiter und ungezwungen zu sprechen wußte, fiel ihm nicht auf, er hob zuweilen seinen Blick zu ihr und sie glaubte, er werde nun das Schweigen brechen, aber es war nur, um sich an ihrem blühenden Ansehen, dem Zeichen, daß sie glücklich sei, zu freuen und es kam ihm nicht in den Sinn, daß sie eine weitere Erklärung seines Besuches fordern könne. War er doch ihr Vetter und hatte damit ein natürliches Recht dafür, welches er nicht verwirkt zu haben glaubte. Denn wenn er einst um sie geworben, wenn er die Hoffnung gehegt hatte, Johanna könne sein Gefühl erwiedern, so war ihm doch, ohne

daß es zwischen ihnen zu einer förmlichen Erklärung gekommen, längst über diese Selbsttäuschung volle Gewißheit geworden und er hatte sich, sein starkes Gefühl in dreifache Schleier hüllend, stets als wahrer Freund gegen Johanna gezeigt und war auch immer von ihr so behandelt worden. Ihr heutiges Willkommen! herzlich ausgesprochen, hatte ihm davon wieder einen neuen Beweis gegeben. Was ihn aber zum Reden hätte bewegen können, die Art und Weise, wie er ihr auf freiem Felde so überraschend begegnet war, darüber seinem Gefühl aufrichtige Worte zu geben, wäre für sie verletzend gewesen: er wußte auch, daß er darin nichts ändern werde, darum verschloß er es lieber in sich selbst. Johanna hoffte also vergebens, daß er zuerst anfangen möge, endlich konnte sie es nicht länger ertragen und sagte:

„Nach Eurem Pathchen fragt Ihr ja gar nicht? Ihr verdient es wahrhaftig nicht, daß sie Euch unbegreiflicher Weise so lieb hat!“

„Ich setzte voraus, da ich Euch so frank und frei zu Roß erblickte, daß mein Pathchen gesund und wohlbehalten in guter Obhut sein müsse,“ antwortete er und Johanna konnte in seinen Worten wiederum nur einen verhüllten Vorwurf erblicken, auf den sie

etwas gereizt erwiederte: „Da habt Ihr ganz recht geurtheilt."

„Denkt sie noch zuweilen an mich?" fragte Ulrich.

„Mehr, als Ihr glaubt." — Und das Gespräch schien wiederum erlöschen zu wollen, aber Johanna konnte es nun nicht länger über sich gewinnen, so zurückhaltend zu sein.

„Ihr wundert Euch, nicht wahr, mich auf einem so großen und starken Rosse zu sehen, das sich mehr für einen Kriegshelden, als für eine Dame eignet?" fragte sie.

„Allerdings, Cousine," erwiederte er, „und noch mehr, daß es französisches Zaumzeug hat. Es ist wohl ein Beutepferd?"

„Gewissermaßen, ja!" sagte Johanna und es that ihr wohl, sich aussprechen zu können, wenn sie auch fürchten mußte, sich wieder strengem Tadel auszusetzen, denn Ulrich hielt auch gegen sie nicht damit zurück, obgleich er ihn immer in milde Form kleidete. Was sie ihm erzählte, nahm sein Interesse in hohem Grade in Anspruch, sein Auge glänzte, und als sie bis zur Gefangennehmung Clermont's kam, lächelte

er und rief: „Ihr seid eine entschlossene Frau, Johanna!“

Nun aber kam die Wendung, welche die ganze Angelegenheit genommen hatte und die absichtlich erst so vorgetragen wurde, wie sie Johanna bekannt geworden war. Ulrich hörte ihre Erzählung, welche sich fast zur Selbstanklage gestaltete, ruhig an und sagte, als sie geschlossen hatte: „Ihr habt allerdings Gutes mit Bösem vergolten, aber unwissend — darum seid Ihr ohne Schuld.“

„Aber der Gedanke, wie ich in seinen Augen erscheinen muß, ist mir unerträglich!“

„Wenn er bedenkt, daß Ihr nicht gewußt habt, was er für Euch gethan, so müßt Ihr auch in seinen Augen frei von allem Vorwurf sein!“

„O nein, nein! Er kann es nicht wissen, er hält mich für niedrig, unweiblich!“ — Vor Ulrich's fest auf sie gerichtetem Blicke, der in ihr Inneres zu dringen schien, verstummte und erröthete sie plötzlich.

Nach einer langen Weile, als schon Schloß Wilsheim sichtbar war, fragte er: „Wie habt Ihr den Herrn von Clermont empfangen, da er Euch

vorgestellt wurde? Ihr seid ihm doch auf keinen Fall mit falscher Freundlichkeit begegnet —"

„Ich habe ihn nicht mit Augen erblickt!" unterbrach ihn Johanna mit einer gewissen Hastigkeit.

Ulrich sah sie groß an und erwiederte nichts.

Achtes Kapitel.

Ein schönes Paar und wahrlich für einander passend, wie der Oheim oft genug ausgesprochen hatte! Auch die beiden Diener, welche bald gute Cameradschaft gemacht hatten und ziemlich weit zurückgeblieben waren, um die Unterhaltung nicht zu stören, tauschten ihre Gedanken darüber aus.

„Mein Herr von Degenfeld könnte keine Frau bekommen, welche besser für ihn wäre!“ äußerte der fremde Bursch, der sehr redselig war. „Dann würde sich auch seine schlimme Laune ändern, die unser Eins manchmal zu schmecken hat.“

„Ist er schlimm?“ fragte Wendelin, welcher den Vetter seiner Herrin heut' zum ersten Mal sah.

„Nun, ich meine nicht gerade böse, aber verdrießlich. Er thut uns gerade nichts, aber er spricht

niemals ein Wort mit unser Einem und man ist doch auch ein Mensch.

„Dummheit! Ich diene nicht, um zu discurriren.“

„Andere Cavaliere gehen doch mit ihren Domestiken familiärer um.“

„Erzdummheit, wenn sie's thun! Der Officier commandirt, der Soldat parirt Ordre, mehr braucht's nicht. So muß es auch im Hausdienst sein. Wo eine Frau ist, da geht's halt freilich nicht mit kurzen Worten ab — aber vom Herrn mag ich kein Gerede!“

„Wenn Eure Frau doch meinen Herrn nähme!“ lenkte der fremde Diener wieder ein. „Wie würde sich auch der alte blinde Vater drüber freuen!“

„Blinde Vater, wie so?“ fragte Wendelin. „Deines Herrn?“

„Ja, weißt Du's nicht? Sind ja von Alters her verwandt, die Degenfelder und Mosbacher. Du weißt doch von der Frau Raugräfin, unsres gnädigen Herrn Kurfürsten zweiter Gemahlin?“

„Ja und die erste lebt noch — türkische Wirthschaft!“

Der Diener erschrack über diese freche Aeußerung

des groben Soldaten — denn daß Wendelin den Rock des Küraßreiters getragen, hatte der Andere schon nach den ersten Worten, welche er mit ihm gewechselt hatte, geahnt und bald bestätigt erhalten. — Zum Glück ritten die Herrschaften zu weit voran, um die unehrerbietige Rede des gemeinen Mannes zu vernehmen, welche der am Hofe gebildete Leibdiener vornehm überhörte. „Der Bruder der Frau Raugräfin ist eben der alte blinde Vater meines Herrn,“ setzte er seine Erklärungen fort, „jetzt kurfürstlicher Geheimrath, in jüngern Jahren aber im Dienst der Republik Venedig, wo er bei irgend einer Affaire durch einen Schuß beide Augen verloren hat.“

„Gegen die Türken?“ fragte Wendelin mit höchstem Antheil, da er seine Feldzüge in Ungarn über Alles setzte.

„Wahrscheinlich,“ antwortete der Andere mit Gleichgültigkeit.

Sie ritten eben an der Mauer hin, welche den Schloßgarten von Wilsheim umgab, als plötzlich hoch in der Luft ein lauter freudiger Ruf erscholl: „Vetter Ulrich!“ Betroffen blickte Degenfeld empor: da nickte ihm zwischen den Zweigen zweier Bäume schwebend ein liebliches, lächelndes Mädchenantlitz

zu, flog noch einige Fuß höher und sank dann wieder, gleichsam von unsichtbarer Hand gezogen, in einer Schwingung herab, bis es hinter dem dichten Laube verschwand. Es war Louise.

„Sie schaukelt sich!" sagte die Mutter entschuldigend.

Ulrich erwiederte darauf nur obenhin, das sei gefährlich, aber sie werde wohl in sicherer Obhut sein. Wiederum das Wort, das für die Mutter einen Vorwurf enthielt! Sie hätte ihm gern in das Gesicht geblickt, ob es wieder den Ausdruck habe, der jedesmal ihr Blut in raschere Bewegung setzte, doch konnte sie es nicht über sich gewinnen. Als sie darauf in das Thor einbogen, kam ihnen schon Louise in Sprüngen, wie ein flüchtiges Reh entgegen und rief Ulrich's Namen noch einmal mit freudestrahlendem Antlitz; er grüßte sie freundlich, aber das Ohr der Mutter vermißte doch in seiner Stimme den liebreichen Klang und sie staunte wieder von Neuem, obwohl sie bei früherm Hiersein des Vetters schon oft die gleiche Bemerkung gemacht, daß ihr Kind, dessen herzige Zuneigung so kalt, fast abstoßend aufgenommen wurde, noch immer mit einer solchen Zärtlichkeit an ihm hing.

Beim Absteigen hielt sie ihm, der Mutter unwilligen Blick mit einem bittend-schelmischen erwiedernd, gar den Steigbügel — „Louise!“ rief er. „Das ist des Stallknechts Dienst!“ Aber sie schlang, als er abgesessen war, ihre beiden Arme, ehe er's hindern konnte, um seinen Hals und legte ihren braunen Lockenkopf an seine Brust. Die Mutter nur bemerkte, daß Thränen aus des Kindes Augen perlten und sie war in diesem Momente so erzürnt — auf wen aber? Hätte sie für Ulrich jetzt einen Blick gehabt, so würde sie ein leichtes Erröthen bemerkt haben, das über seine bleichen Wangen flog, aber schnell wieder verschwand. Konnte die unschuldige Liebkosung des jungen Mädchens, das mehr noch Kind war, als Andere in viel jüngerm Alter, ihn in Verwirrung setzen oder waren es andere Gedanken, welche ihm die gewohnte feste Haltung raubten? Gleichviel, die momentane Anwandlung ging schnell vorüber und Niemand hatte sie bemerkt.

Er bot seiner Cousine den Arm; Louise, welche seine Hand in der ihrigen hielt, ging an seiner linken Seite über den Hof. Hinter ihnen führten die Diener ihre Pferde nach dem Stalle, und wie passend auch das schöne Paar: der hochgewachsene Mann,

dessen imposante Gestalt erst jetzt bemerkbar wurde, neben der schlanken, anmuthigen Frau einherschritt, mit den Rossen, nach Wendelin's Ansicht, stand es anders! Es war nicht zu begreifen, wie ein so vornehmer Herr eine solche — wir nehmen Anstand, des alten Soldaten Ausdruck wieder zu geben! — reiten konnte. Da lobte er sich den prächtigen, spiegelglatten Braunen mit dem schön gebogenen Halse, der breiten Brust, den starken Oberarmen und — wir überlassen ihn aber seiner Vorliebe für den stolzen Hengst von Limousiner Race und folgen dem Gaste in das Schloß, an dessen Schwelle ihm schon der Oheim mit großer Freude entgegen kam. Er hatte ihn trotz seiner schwachen Augen aus dem Fenster an seiner Kleidung und seinem Gange und besonders an Louisens Benehmen erkannt, und wie er ihn so, Johanna am Arme, das Kind an der Hand, daher schreiten sah, war dem alten Herrn ein Gedanke, wie ein Feuerpfeil, durch den Kopf geschossen und hat sein ganzes Hirn in Brand gesetzt. Alles war richtig zwischen ihnen, sie waren einig, sie kamen, dieses Glück ihm anzukündigen. In dieser Annahme leuchtete sein schmales Gesicht so selig, daß es der Neffe, der ihn mit ruhiger Freundlichkeit begrüßte, nicht der Freude

über seine Ankunft mehr zuschreiben konnte und ihn danach fragte.

„Soll ich mich nicht freuen," rief er, seine Hände reibend, „wenn ich Alles so in Eintracht erblicke? Hab' ich es nicht prognosticiret, daß es gar nicht anders zum Finale kommen kann?"

Frau von Mosbach, die ihn schnell errieth, besaß Geistesgegenwart genug, um ihm weitere Erörterungen abzuschneiden, indem sie nach seinen Schmerzen fragte, die ihn heut' so ungewöhnlich schnell verlassen, da er ihnen bis an die Thüre habe entgegen kommen können. „Ich glaube," setzte sie lächelnd hinzu, „Ihr habt Euch nur mit guter Manier von der Last, mich zu begleiten, losmachen wollen. Aber dadurch habt Ihr mich verleitet — erschreckt nicht! — den wilden Streithengst des Fremden zu besteigen. Ja, wie Ihr mich da seht, bin ich auf dem Bayard über die Flur gesprengt — ach! das ist anders, auf meinem zahmen, lammfrommen Thierchen. Nun mag ich gar kein anderes Roß mehr haben. Dieses Feuer! Diese Kraft!" Ein zufälliger Blick auf Ulrich zeigte ihr dessen Stirn verdüstert, und sie fühlte selbst, daß sie sich in seinen Augen schaden mußte. Ehe daher der Oheim seinem Entsetzen über die halsbrechende

Gefahr, in welche sein Daheimbleiben die leichtsinnige Nichte gestürzt, Worte geben konnte, bat sie Ulrich schnell, sich's nach der Reise recht bequem zu machen und eilte, die Schleppe des Reitkleides graziös über den Arm geschlagen, die Treppe zu ihrem Zimmer hinauf, während der Onkel seufzend den Gast in den Saal führte, und Louise wieder ihre eigenen Wege suchte.

„Sie ist zu wenig aufmerksam auf alle Gefahren," sagte er. „Es liegt ein Heldengeist in dieser jungen Frau, der sie mit der Gefahr spielen läßt — darum bedarf sie eben einer festen, soigneusen Leitung und ich denke, sie soll sie nun gefunden haben. Nicht wahr, Cousin?"

„Was meint Ihr?" entgegnete Ulrich mit einem raschen Blicke.

„Ei, ich bin denn doch nicht so blind, als Ihr zu supponiren scheint. Meint Ihr, daß ich nicht sehe, wie Eure Perseveranz endlich doch belohnt worden ist. Wollt Ihr mich noch länger necken?"

„Onkel Theinau, wenn ich Euch recht verstehe, so seid Ihr nie von einem größern Irrthume befangen gewesen, als in diesem Augenblicke. Laßt uns nicht weiter davon sprechen."

„Impossibel!" rief Theinau ganz bestürzt. „Aber ich sah Euch doch Hand in Hand, alle Drei, in der innigsten Intimität der Freundschaft!"

„Diese werde ich auch nie verläugnen," erwiederte Ulrich. „Darum komme ich eben heut' nach Wilsheim."

Der Oheim stöhnte aus tiefster Brust und es war nicht blos um Johanna's Willen, daß er um die kaum gefaßte und schon gescheiterte Hoffnung trauerte, es mischte sich auch viel Egoismus hinein, denn er hatte schon geglaubt, des schweren Amtes bei seiner Nichte, der nun einmal nicht zu rathen war, endlich überhoben zu sein. Nur die Freude beim Anblicke des schönen Vereins schien ihn von seinen Leiden geheilt zu haben, jetzt kehrten sie mit verstärkter Gewalt zurück und nöthigten ihn, wieder zu seinen Hausmitteln Zuflucht zu nehmen und den Vetter einstweilen sich zu überlassen. Erst zur Abendmahlzeit kam die Familie wieder zusammen, auch Louise fehlte heut' nicht, wie es sonst wohl zuweilen zu geschehen pflegte. Sie hatte überhaupt die volle Freiheit, die ihr die Mutter gegeben, an diesem Nachmittage vielleicht zum ersten Male nicht benutzt, sondern sich innerhalb des Schloßbezirks gehalten und

nur zuletzt einige Bauerkinder geholt, um sich schaukeln zu lassen, wo sie, wie von einer Hochwacht, Ulrich's Ankunft bemerkt hatte. Jetzt saß sie auf ihr ausdrückliches Verlangen neben ihm, der Oheim hatte ihr den Platz räumen müssen, konnte aber dafür gegenüber um so besser seine Beobachtungen anstellen, ob denn aus dem Benehmen Johanna's gar kein Funke der alten, von ihr selbst eingestandenen Zuneigung zu erkennen sei. Ihm war es mitten in seinem Zipperlein wie ein guter Rath eingekommen, ob er nicht dem Vetter einen kleinen Wink geben solle, durch welches Versehen er sich Johanna's Herz verscherzt und wie er es mit einiger „Complaisance" gegen die kleine „wilde Hummel", sicherlich wieder gewinnen könne. Nur wußte er nicht recht mit Ulrich anzuknüpfen. „Der ist so inaccessibel," seufzte er, „wie eine Forteresse, deren Wälle man bei Frostwetter mit Wasser begossen und glacirt hat."

Am untern Ende der Tafel saß nach alter deutscher Sitte das Hofgesinde und Degenfeld wartete nur dessen Entfernung ab, um nun die Ursache seines Besuches auf Wilsheim, der eines bestimmten Anlasses bedurfte, zu erklären. — „Ich komme eigentlich als ein Unglücksbote," begann er. „Der Kurfürst hat

die Neutralität aufgegeben und Frankreich auch den Krieg angekündigt.“ —

„Und das nennt Ihr ein Unglück?“ rief Johanna lebhaft. „Ich kann darin nur einen kräftigen und pflichtgetreuen Entschluß sehen!“

„Unsere theure Frau Wirthin,“ nahm Theinau lächelnd das Wort, ehe Ulrich etwas erwiedern konnte, „Eure schöne Cousine ist enragirt für deutscher Nation Herrlichkeit — war die Parole nicht so?“

„Euer Spott, Onkel, giebt freilich ein trauriges Zeugniß ab,“ versetzte Johanna. „Würde ein Franzose von seinem Volke so sprechen?“

„Ihr habt mich nicht aussprechen lassen,“ sagte Ulrich, zu welchem sie sich wieder kehrte, „das Unglück, das ich im Sinn hatte, war nur für das Land von einem erneuten Einfalle der Franzosen zu erwarten.“

„Und besitzen wir keine Männer, ihn abzuwehren?“ entgegnete Frau von Mosbach. „Steht nicht ein kaiserliches Heer unter einem berühmten Feldherrn, stehen nicht Reichsvölker am Rhein, welche den Feind abhalten können? Und wenn das nicht möglich ist, — was ich nicht verstehe — warum wird nicht, wenn er herüber kommt, die Sturmglocke im ganzen

Lande gezogen, von den Rebenhügeln am Neckar, bis zu den Bergen der Alb, daß er erzittern muß vor dem Grimm eines deutschen Volkes, das die Hand des Fremden von seinem Haus und Herd zurückschleudern will?"

Ulrich's Auge hing mit Bewunderung an ihr, welche er nie in so wunderbarer Schönheit gesehen zu haben glaubte, als zu dieser Stunde, durchglüht von heiligem Feuer vaterländischen Gefühls. Doch senkte er gleich wieder seinen Blick und beherrschte den Ausdruck seiner Züge. — „Ob diese Maßregel," antwortete er, „welche zum Vernichtungskriege von beiden Seiten führen müßte, eine heilsame wäre, läßt sich nicht gleich beurtheilen. Jedenfalls könnte sie uns nur helfen, wenn wir uns sicher auf den Beistand des ganzen Reiches zu rechter Zeit und in ausreichender Kraft verlassen könnten — und wie es damit steht, weiß man leider aus mancher traurigen Erfahrung."

„Schmach genug!" rief Johanna. „Es bedürfte aber vielleicht nur eines thatkräftigen Fürsten, um durch sein Beispiel Alles mit sich fortzureißen, dieser langen Erbärmlichkeit der Reichstage ein Ende zu

machen! O, daß der Kaiser selbst ein solches Beispiel geben möchte!"

Dem Oheim wurde angst und bange bei diesem Gespräch, das ihm wie ein Complott gegen die hergebrachte Gewohnheit und Ordnung zu sein schien: im Geiste klangen ihm schon die Sturmglocken, welche nicht blos in der Kurpfalz, wie Johanna gewollt, sondern weithin durch alle zehn Kreise des deutschen Reiches schallten, bis an die Gestade der Ostsee, und vom Sanct Stephansmünster zu Wien über die nahe türkische Grenze, den Pascha von Ofen erschreckend; er sah den Vernichtungskrieg schon begonnen, von welchem Degenfeld, sein Neffe, gesprochen hatte —

„Auch ich wünsche unserm großen Vaterlande neues Ansehen und neue Kraft," sagte Ulrich auf Johanna's Ausruf. „Aber wie sich Alles nun einmal seit dem unglücklichsten aller Kriege, dessen Wunden sich jetzt nach kaum sechs und zwanzig Jahren noch nicht geschlossen haben und vielleicht nie ganz schließen werden, wie sich Alles durch diesen traurigen Bruderkampf und fremden Eingriff in Deutschland gestaltet hat, ist an eine Besserung nicht zu denken —"

„Ihr gebt das auf?" rief Johanna. „Auf immer?!"

„Auf immer!“ sagte Ulrich ernst. — „Daher muß der Schwächere sich hüten, Geister herauf zu beschwören, die er nicht wieder bannen kann. Wenn die Franzosen wieder den Rhein überschreiten wollen, wird sie der Herzog von Lothringen und Bournonville, ehe die Brandenburger kommen, nicht daran hindern können und darum ist es gut, bei Zeiten für diesen Fall zu sorgen. Ich möchte Euch nicht gern feindlicher Begegnung ausgesetzt sehen.“

„Wird sich hieher der Cours der Operationen richten?“ fragte der Oheim ängstlich.

„Wenn auch das nicht, so können doch, wie Ihr gesehen, feindliche Streifcorps hieher dringen und auf eine Schonung des Landes, da es nicht mehr neutral ist, dürfen wir nicht mehr rechnen.“

„Viel weniger auf eine Barbarei,“ entgegnete Theinau, „deren der große Turenne gar nicht capabel ist.“

„Ulrich zuckte die Achseln. — „Ich weiß aber, daß Euch ein feindlicher Besuch droht, Euch persönlich,“ wandte er sich an Johanna, welche sinnend gesessen hatte.

„Mir?“ fragte sie und dachte an Clermont, wie

stets, wenn sie an die mögliche Wiederkehr der Franzosen erinnert wurde.

„Euch und zwar von einem erbitterten Widersacher — der seinen deutschen Degen dem Feinde geweiht hat —“

„Kreuth!“ rief Johanna und wechselte die Farbe. Der Oheim faltete die Hände und stammelte: „Von wem wißt Ihr das?“

„Ich weiß es,“ antwortete Ulrich, ohne sich auf eine weitere Erklärung einzulassen.

„Von Eurer Tante! Die Raugräfin hat mir schon einmal vor Adam Kreuth eine Warnung gegeben.“

„Nein, Onkel. Meine Tante ist krank auf der Friedrichsburg, ich weiß es von anderer Hand. Aber auch sie hat mir den Auftrag gegeben, Euch, liebe Cousine, dorthin einzuladen, wo Ihr sicher seid.“

Johanna machte eine, unwillkürlich schnelle, verneinende Bewegung.

„So begebt Euch wenigstens nach Heidelberg, wenn Euch Mannheim nicht zusagt,“ bat Degenfeld.

„Ja, liebe Niece, das dürfte doch rathsam sein. Lägen wir gerade auf der Linie der Operationen,

auf dem Kriegstheater, wo der edle Vicomte de Turenne agiren wird, so könnten wir nicht sicherer sein, als unter seiner Sauvegarde. Aber so weit entfernt, der Rache eines Adam Kreuth Preis gegeben —"

„Mag er besser Kain heißen! Immerhin!" rief Johanna. Und bei dem Namen, den sie in ihrer Anspielung auf seinen Kampf gegen deutsche Brüder dem Grafen gab, zuckte es, wie ein Blitz, über Ulrich's Züge, und er richtete sein Auge mit einer räthselhaften Bestürzung auf die junge Frau, gleichsam als forsche er nach einem tiefern Sinne ihrer Worte. Aber sie fuhr fort: „Ich kann mich nicht entschließen, vor einem bloßen Schatten zu fliehen. Und wär' es wirklich, daß uns der Feind heimsuchte, so ist mein Ort hier, bei meinen Unterthanen, die von ihrer Herrschaft nicht in der Noth verlassen werden sollen. Sie haben ein Recht auf mich, sie gehören mir, sie arbeiten für mich, dafür haben sie nicht blos Obdach und Nahrung, sonderu auch Schutz zu fordern, und kann ich ihnen den nicht gewähren, so will ich wenigstens bei ihnen aushalten, vielleicht daß es mir doch gelingt, manche Gewaltthat von ihnen abzuwenden. Das ist meine Pflicht, die

will ich thun. Dem Officier, der die Gemeinen, die er im Kampfe führen soll, feig verläßt, wird der Degen zerbrochen, ich bin nur eine schwache Frau, aber ich betrachte mich hier in einem ähnlichen Verhältniß."

„Armes Kind!" sagte der Oheim mit thränenvollen Augen, während Louise aufsprang und zu ihrer Mutter lief, an ihrem Stuhle niederkniete und ihren Kopf in deren Schoos verbarg, als sei die Gefahr schon hereingebrochen. „Armes Kind — wie wollet Ihr allein dem Orkane begegnen?"

„Sorget nicht! Ich stehe unter einem mächtigen Schutze, vor welchem jeder böse Anschlag zu Schanden wird."

„Wer — wer sollte das sein?" fragte der Oheim.

„Gott!" sagte Johanna feierlich — und der Oheim verstummte, Ulrich aber nahm ihre Hand und führte sie an seine Lippen. Es trat ein tiefes Schweigen ein, nur unterbrochen von Louisens leisem Weinen.

Frau von Mosbach hob die Tafel auf. Sie wandte sich, ehe sie die Männer verließ, noch einmal an den Oheim und bat ihn um Verzeihung, daß sie

in gegenwärtiger Lage seinem so gütig gemeinten Rathe nicht folgen könne, aber sie beschwor ihn zugleich, da er jetzt oft leidend sei, nach Heidelberg zu reisen, um dort den Beistand eines erfahrenen Arztes zu suchen, so lange die Straße noch offen stehe. Diese Bitte wirkte auf den alten Herrn wie ein Stahlbad.

„Comment?!“ rief er und nahm, in dem empfindlichsten Nerven seines adeligen Sinnes getroffen, eine so kräftige Haltung an, wie sie Johanna noch nie an ihm gesehen hatte. „Ihr sinnet mir an, eine honteuse Retirade zu nehmen, ich als Cavalier, wo Ihr als Dame Eure Position zu mainteniren resolvirt habt? Frau Niece, ich will Euch keine Reprochen machen, aber einen größern Affront habe ich bis dannenhero noch nicht erduldet und es thut mir leid, daß Ihr mir so wenig chevalereskem Sinn zutraut, um mir eine solche Zumuthung nur zu stellen!“

Jetzt war es an Johanna, dem alten Herrn, wie sehr er sich auch sträubte, die Hand zu küssen und all' ihre Gewalt über ihn aufzubieten, um ihn wieder zu besänftigen, was ihr aber erst nach vieler Mühe gelang. „Nun, Onkel,“ sagte sie dann mit hellen Thränen, denen die seinigen reichlich antworteten:

„wir halten denn treu zusammen aus, mag kommen, was will! Gute Nacht, mein lieber, theurer Onkel, seid mir nicht böse, vergeßt, was ich sagte! — Gute Nacht, Ulrich!" Sie reichte ihm die Hand, schlang dann den Arm um ihr Kind, und ließ die beiden Männer allein, welche noch bis tief in die Nacht hinein zusammen blieben.

Neuntes Kapitel.

An der Landstraße, wo die Weinberge die anmuthigen Ufer des Neckar bekränzen, saß auf einem Steine ein alter, hagerer Mann, hatte das Kinn auf die Hände, die er über dem Stocke gekreuzt hielt, gestützt, und sah mit seinen runden, scharfen Augen, bald rechts, bald links, ohne den Kopf zu drehen. Auf dem Rücken trug er einen von Alter und Staub gebräunten hölzernen Kasten: wir kennen den Mann schon, es war der Krämer Schliepmann von Offenheim. Er hatte sich also glücklich von den Franzosen losgemacht, mit denen er, wie wir gesehen, allerlei nicht eben lautern Verkehr gehabt zu haben schien; er sah jetzt ganz vergnügt aus, denn ein schmunzelndes Zucken spielte von Zeit zu Zeit um seinen Mund und er rieb sich dann immer mit sichtlichem Behagen die krumme Vogelnase.

Dort kam ein Gefährt daher, das erwartete er nicht, doch war er gewohnt, Alles, was ihm aufstieß, genau zu beobachten: wußte er doch nicht, wie er einmal daraus seinen Vortheil ziehen konnte. So blickte er denn auch unverwandt nach dem offenen Wagen, der, wie es schien, mit müden Pferden, langsam auf der staubigen Landstraße gefahren kam; dahinter in einiger Entfernung bemerkte er einen Reiter mit einem Handpferde, ob das zusammen gehören mochte? Auf dem Wagen saßen hinter dem fahrenden Knechte zwei Herren. — „Ei!“ rief auf einmal der Krämer vor sich und hob sein Kinn empor, um schärfer hinzuschauen. „Wahrhaftig!“ murmelte er dann, als er seine Entdeckung bestätigt fand und stützte sich stärker auf seinen Wanderstock, um sich gegen die Wucht des schweren Kastens erheben zu können. Als er auf den Beinen stand, zog er die Kappe, obgleich der Wagen noch sechzig Schritte entfernt war. Der eine der Herren, welcher links saß, erkannte ihn nun auch, denn er machte eine, seinem Gruße dankende Handbewegung und sprach zu dem andern Herrn an seiner Seite, der nun ebenfalls nach ihm herüber sah. So kamen sie näher.

„Halt!“ befahl der Rechtssitzende. „Bist Du's, Schliepmann?“

„Ich bin's, gnädiger Herr,“ sagte der Krämer, demüthig an den Wagen tretend. „Mit Gottes Hülfe glücklich einem französischen Stricke entgangen! Sie wollten mich hängen, als Euer Gnaden mich zum letzten Male gesehen haben.“

„Ganz nach Verdienst, Du —“ war das der vollendete feine Cavalier von Theinau, der hier ein so urdeutsches Scheltwort, daß wir Bedenken tragen, es zu wiederholen, über seine Lippen bringen konnte?

„Ach um der Barmherzigkeit willen, gnädiger Herr, wodurch habe ich das verdient?“

„Fragst Du noch, Seelenverkäufer?“ rief der zornige Greis. „Hast Du nicht meine Großenkelin — doch was rede ich mit Dir! Eine Kugel vor den Kopf verdienst Du von mir, aber kein Wort mehr. Dank' es meinem Abscheu, mich mit so gemeinem Blute zu besudeln, sonst —“

Hier erblickte der Krämer wirklich in der Hand des Herrn von Theinau den Lauf eines Pistols, das er aus der Wagentasche gezogen und er erschrack darüber so, daß er in die Kniee knickte und fast unter der Last seines Kastens zusammengebrochen wäre.

„Fahr zu!“ befahl Theinau dem Knechte, aber sein Nachbar vermochte ihn, noch halten zu lassen — „Gnädigster Herr von Degenfeld!“ bat der Krämer trübselig, als dieser ihn zu sich auf die andere Seite winkte.

„Du hast mir die Wahrheit berichtet?“ fragte Degenfeld streng.

Der Krämer vermaß sich mit theuren Schwüren, welche Degenfeld jedoch unterbrach. „Hüte Dich, Schliepmann,“ sagte er mit ruhigem Nachdruck, der dem Zuhörer durch die verhärtete Seele drang. „Du spielst ein gefährlich Spiel um Deinen Hals. Mag es Dir auch noch so viel Vortheil bringen, wie es scheint, einmal bleibst Du doch in der Schlinge sitzen und diese wird zugeschnürt — verlaß Dich d'rauf.“

„Gnädigster Herr, wollt Ihr mir eine Rechtfertigung gestatten?“ fragte der Krämer kläglich.

„Hier ist der Ort nicht dazu!“ erwiederte Degenfeld kurz und befahl dem Knechte, zu fahren. Dieser gehorchte und Schliepmann blieb zurück. Er sah dem Wagen nach und als der hinter ihm aufwirbelnde Staub ihn gegen die Gefahr schützte, von den beiden Herren beobachtet zu werden, reckte er seinen langen magern Hals in die Höhe und seine kleinen Augen

schienen noch schärfer, seine krumme Nase noch raubvogelartiger zu werden. Dann stieß er ein Paarmal mit dem Wanderstocke heftig auf den Boden. „Zuschnüren, zuschnüren!“ wiederholte er. „Ja für einen gemeinen Hals ganz in der Ordnung, vornehme Hälse dürfen nicht zugeschnürt werden — aber abhauen kann man sie, nicht wahr!“ Und er ließ wieder sein eigenthümliches Gelächter im hohen Fisteltone hören, das aber in diesem Augenblicke nicht so gemüthlich klang, als damals in dem Weizenfelde, wo ihn die Amme traf und ihrem wildeu Pflegling nachschickte. Nach einer Weile Besinnens schlug er hierauf, den Reisenden folgend, ebenfalls die Straße nach Heidelberg ein.

In der Stadt war ein unruhiges Treiben, ganz widersprechend der sonstigen ruhig eingelebten Weise des täglichen Verkehrs. Die Bürger, obwohl sie durch eine Besatzung und die Nähe der kaiserlichen Truppen gegen einen Besuch der Franzosen gesichert waren, hatten doch über diese gefährliche Nachbarschaft ihre eigenen Bedenken und die herrschende Aufregung machte sich schon in den Gruppen auf der Straße, wo sonst Jeder seinem Geschäft nachging, bemerklich. Als der Wagen mit den beiden Reisenden,

welche offenbar weit her kamen, langsam nach dem Schlosse hinauf fuhr, wurden ihnen von Begegnenden mehrmals Fragen zugerufen, die nur Herr von Theinau mit gewohnter Höflichkeit beantwortete, nämlich, daß sie nichts Neues wüßten.

Der Kurfürst war selbst seit einigen Tagen in Heidelberg, ihm wollte sich der alte Herr, welcher bei ihm von frühern Zeiten her in Gnaden stand, vorstellen und von ihm — das hatte er weder seiner Nichte, noch seinem Neffen vertraut — wo möglich einen Schutz für die entlegene Gegend erbitten, welche den Streifereien der Franzosen ausgesetzt war. Daß seine Nichte einen solchen Schritt nicht gut heißen würde, hatte er sich selbst gesagt, und darum zu einer Nothlüge seine Zuflucht genommen: ein Befehl des Kurfürsten, den ihm Ulrich insgeheim überbracht, wie er vorgab, hatte ihn nach Heidelberg berufen, zu welchem Zwecke war darin nicht ausgesprochen; einen solchen zu ersinnen, hatte er unterwegs noch Zeit. Dem Vetter dagegen durfte er keinen geringern Vorwand, unter welchem er ihn begleite, sagen, als daß er im Sinne habe, sich einen Paß zu verschaffen, um — mit Turenne in Person zu unterhandeln, damit er die Gegend von Wilsheim schone. Ulrich hatte

dazu gelächelt und dadurch den Oheim so gereizt, daß er sich im Stillen gelobte, wenn der Kurfürst ihm den zu erbittenden Schutz nicht gewähren wolle oder könne, wirklich jenen Plan auszuführen, wobei er sich schmeichelte, bei den Franzosen, an deren Großmuth man nie vergebens appellire, die günstigste Aufnahme zu finden.

Allerdings hatte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz seine getreuen Räthe, wenn auch nicht den Herrn von Theinau, zu einer Besprechung nach Heidelberg berufen, und diese war zufällig an demselben Tage abgehalten, ja zu der Stunde geschlossen worden, als der Wagen mit den beiden Reisenden in das gewölbte Thor des Schlosses einfuhr. Der Officier der Wache, welcher mit Ulrich Degenfeld genau bekannt war, hatte demselben gesagt, daß er seinen Vater, der zu Heidelberg stets auf dem Schlosse wohnte, nicht in seinen Zimmern treffen werde, aber die vom großen Portale herabkommenden Herren bekundeten, daß die Versammlung bereits aufgehoben war. Jetzt schien die Reihe zu fragen an Theinau und die Neugier brannte ihm fast das Herz ab, als er so manchen guten Bekannten grüßte, aber er besaß zu viel Takt, um hier eine indiscrete Forderung zu

thun, wußte er doch, daß es sich um Staatsgeheimnisse handle. Vielleicht erfuhr er etwas von seinem Vetter, dem alten Degenfeld, der ein gerader, offener Soldat war, und keineswegs so schweigsam, wie sein Sohn, ganz unnatürlich für dessen Jugend.

Sie fanden den Greis, aus der Versammlung gekommen, schon in seinem Lehnstuhl; das junge Mädchen, das bei seiner Blindheit stets um ihn war, eine arme Verwandte, verließ beim Eintritt des angemeldeten Besuchs, Ulrich freundlich zunickend, das Zimmer. „Bist Du's, Balzer?“ rief der Greis mit kräftiger Stimme dem Kommenden entgegen.

Herr von Theinau hörte seinen Vornamen Balthasar überhaupt nicht gern, in dieser Corruption, wie er es nannte, war er ihm geradezu widerwärtig, doch wußte er, daß mit seinem alten Vetter nicht zu spaßen sei und er erwiederte daher freundlich: „Ich bin's, Ferdinand! Wie geht es Dir?“

„Wie es einem blinden Manne gehen kann,“ erwiederte der Alte heiter. „Komm her, Kerl, gieb mir die Hand, haben uns lange nicht — gesehen kann ich nicht sagen. Bist mager geworden, wie?“

„Etwas Gicht, sonst gesund,“ sagte Theinau. „Ich komme zu Dir, um Rath zu bitten —“

„Ulrich!“ unterbrach ihn der Alte. „Schaffe Wein — mit trockener Kehle spricht sich's schlecht. Wieder Rath und nichts als Rath! Kreuz Element, wo bleibt die That, Ihr Volk? Seiner kurfürstlichen Gnaden konnte ich nur das nicht in den Bart sagen, obgleich er mein Schwager ist; auch bin ich von Amtswegen da und zu nichts weiter nütz, als zum Rathen, noch obenein zum geheimen. Liesi?“ Sein feines Ohr hatte den leichten Gang des jungen Mädchens gehört, das eben wieder die Schwelle überschritt, von Ulrich mit dem Wunsche des Vaters bekannt gemacht. Sie brachte selbst auf einer silbernen Platte den Weinkrug mit drei Bechern, und beantwortete ihren Namen durch ein liebreich klingendes: „Ja, Vater?“ So mußte sie nämlich den alten Herrn, der ihr wirklich ein Vater war, nennen.

„Kennst Du meinen Vetter Balzer Theinau?“ fragte der Blinde. „Nun, so sag' ich's Dir. Und Du, Balzer, sieh Dir das Mädel an, es ist auch Deine Verwandte, die Tochter des tollen Ott' Heinrich —“

„Eine Seedorf? Sieh da! —“ Er reichte dem jungen Mädchen die Hand, welche sie erröthend küssen

wollte, was er jedoch nicht duldete. — „Also meine liebe Cousine Elisabeth?"

„Nun, 's ist gut, 's ist gut, Liesi, geh' in die Küche — der Balzer ißt mit, sorge für einen tüchtigen Braten. — Setz' Dich!" fuhr er fort, nachdem Elisabeth sich entfernt hatte. „Was willst Du für Rath?"

„Permittirst Du, so halte ich Dir einen Vortrag darüber — es ist eine mich ganz besonders interessirende Sache."

„Ulrich? — Geh' hinaus, Junge, der Vetter hat allein mit mir zu reden."

Theinau berichtigte das schnell: „Ich habe ja nur durch Ulrich Alles erfahren; wenn Du also permittirst —"

„Ich permittire Alles, nur, wenn Du mich lieb hast, Balzer, laß das Wälschen. Du weißt, ich kann's nicht leiden."

„Ich weiß, Du bist ein alter deutscher Degenknopf. Eh bien, ich will mich deutscher Expressions befleißigen. — Erinnerst Du Dich noch der Geschichte meiner Niece Johanna mit Adam Kreuth?"

„Er wollte sie heirathen, sie schlug ihn aus, ja wohl. Das ist eine Geschichte, die alle Tage vorfällt."

„Ja, aber nicht alle Tage kommen solche Folgen zum Vorschein. Sie schlug ihn aus, ganz recht, aber er schwor ihr zu, sie müsse doch noch die Seinige werden und wenn er Himmel und Hölle in Bewegung setzen sollte."

Degenfeld lachte. „Er wird sich in Frankreich wohl getröstet haben!"

„Voyons! Verzeihe — ich rede schon deutsch. Das Mädchen heirathete dann den Mosbach und allerdings sagte der einem feinen Geschmack entschieden besser zu, als Adam Kreuth mit seinem massiven Gesichte und dem zottigen Barte. Du hast den Mosbach nicht gekannt —"

„Weiter!" erinnerte der Alte.

„Sie lebten sehr glücklich, da kam der Krieg und er ließ sich bethören, wieder Dienst zu nehmen —"

„Bethören!" fuhr Degenfeld auf. „Aber ich habe ja Beispiele in meinem eigenen Hause, daß man den Kriegsdienst für eine Thorheit ansieht — nicht wahr, Ulrich?"

„Ihr wißt am besten, Vater, daß mich dieser Vorwurf nicht trifft," erwiederte Ulrich.

„Vorbeigeschossen also!" sagte der Alte lachend. „Hast Recht, Junge — wo's Noth thut, fehlt auch

Dein Arm und Dein Degen nicht. Noch ist aber keine Noth. Nun, Balzer, soll ich Deine Historie — ich kann auch wälschen — zu Ende bringen? Der arme Mosbach ritt in den Krieg und kam nicht wieder, und Adam Kreuth, der mittlerweile draußen in Ungarn gewesen und gesund nach Hause gekommen war, der fragte nach dem Trauerjahr noch einmal bei der jungen Wittwe an; die wußte aber den Tod ihres Mannes nicht gewiß und hieß ihn warten. —"

„Wer hat Dir das gesagt, Ferdinand?" entgegnete Theinau verwundert. „Das ist ihr nicht eingefallen! Kein Mann hat je eine rundere, klarere Antwort, so recht nach Deinem Geschmack, Alter, empfangen, als Adam Kreuth, auf seinen zweiten Antrag. Das kann ich bezeugen. Ich glaube auch, daß eine — wie soll ich sagen? — eine gewisse Aversion, man hat dergleichen, sie stets in seiner Nähe ergriff, kann auch sein, daß sie schon — doch ich darf nicht indiscret sein. — Kurz, sie schlug ihn rund und nett zum Zweitenmale aus und schnitt ihm durch ein feierliches Niemals! die wiederholte Werbung ab. Ich denke noch an sein Gesicht, als ich unglücklicher Intermediar — will sagen Zwischenträger — ihm die Antwort überbrachte. Er sah mich so diabolisch

an, daß ich fast ein Kreuz vor ihm geschlagen hätte, dann sagte er kalt: „„Ich kann warten. Sie weiß, was ich geschworen habe.““

„Er scheint sich's aber in Frankreich aus dem Sinn geschlagen zu haben, nicht wahr?“

„Im Gegentheil, er steht beim Turenne, hat schon den ersten Versuch wieder gemacht, und der zweite wird nicht ausbleiben. Höre nur.“ Er erzählte jetzt, was sich mit dem Töchterlein seiner Nichte zugetragen hatte, und nachdem er geendigt, forderte er Ulrich auf, seinen fernern Bericht hinzuzufügen. Dieser gab denn kurze Auskunft, was er durch einen ihm bekannten Krämer, dessen Zuverlässigkeit allerdings von der Rolle, die er in Herrn von Theinau's Erzählung gespielt, seit er davon gehört, in Frage gestellt sei, über den Grafen Kreuth weiter erfahren habe. Der Krämer sei nämlich, nach seiner Aussage, von den Franzosen gezwungen worden, ihnen zum Führer zu dienen, er habe sie auf ihrem unerwarteten Rückzuge nach Philippsburg begleiten müssen und dort erst beim Rheinübergange der Corps Gelegenheit gefunden, zu entspringen. Dort habe er den Grafen Kreuth, den er schon in frühern Jahren kennen gelernt, angetroffen — von seiner zweideutigen Verhandlung mit

ihm über Louise Mosbach habe der Krämer gegen Ulrich, dem sie damals noch unbekannt gewesen, kein Wort erwähnt — sondern erzählt, Graf Kreuth habe ihn angesprochen und über alle Verhältnisse der Gegend von Wilsheim ausgefragt, dann aber ihm eine bedeutende Summe geboten, wenn er ihm bei einem Anschlage, über den er sich noch nicht näher ausgelassen, helfen wolle. Da wir doch bald wieder bei Euch jenseit des Rheins einkehren und uns dann häuslich einrichten werden, hatte er gesagt, so müß ich auch für mich sorgen und da hab' ich mir Theinau und Wilsheim ausgesucht. Nach seiner Angabe sei der Krämer darüber erschrocken und habe die Versuchung ausgeschlagen. Man könne aber nach dem, was seitdem über ihn offenbar worden, kaum anders glauben, als daß er ein doppelt Spiel wage, hier und drüben Vortheil suche, und sein heutiges Benehmen habe den Argwohn nicht entkräftet.

„Das ist also die Geschichte!“ sagte der alte Degenfeld, als sein Sohn geschlossen hatte. „Und nun willst Du, wie ich verstehe, meinen Rath haben, Balzer, was zu thun ist? Ob Ihr ruhig abwarten sollt, bis der Adam zum dritten Male, oder nun wohl nach Deiner Geschichte mit dem Kinde zum vierten

Male anklopft? Ich rathe, sie heirathet wieder, dann hat sie an dem Manne, wenn es ein rechter Mann ist, den natürlichen Schutz, denn Du, Balzer, nimm mir's nicht übel —"

„Sehr obligirt, bitte, Dich nicht zu gêniren! Ich bin in Deinen Augen kein Mann."

„In meinen Augen ist Niemand mehr etwas, denn ich bin blind. Aber daß Du Dich nicht mit einem jungen, kräftigen Eheherrn messen kannst, gieb zu! Das Alter ist keine Schande. — Will die Mosbach durchaus nicht heirathen — so bin ich der Meinung, daß sie auf ihr gutes Gewissen und unsern Herrgott vertraut, welcher Niemand, der zu ihm hält, so leicht im Stiche läßt. Oder hast Du einen bestimmten Plan, über den ich meinen Rath abgeben soll?"

„Ich dachte, ob Seine kurfürstliche Gnaden vielleicht etwas Truppen, um unsere Gegend zu schützen —"

Degenfeld unterbrach ihn mit einem Gelächter, das seinen Verwandten von Neuem beleidigte. „Man hört's, daß Du kein Soldat bist!" rief er. „Was verlangst Du? Mit demselben Rechte kann jedes Nest in der ganzen Pfalz Truppen fordern, wo soll

sie der Kurfürst hernehmen? und hätte er sie, so verstreut man ein Corps, mit dem man etwas ausrichten will, doch nicht wie Häcksel über das ganze Land, das weiß, nimm mir's nicht übel, jede Marketenderin!"

Theinau verbeugte sich. „Lieber Vater," nahm Ulrich das Wort, „Onkel Theinau hat allerdings einen andern Plan, und wohl nur vom Kurfürsten gesprochen, um zu hören, ob Aussicht ist, daß er sein Land schützen kann."

„Allein nicht!" sagte der Vater achselzuckend. „Nun so rede, Alter, und sei mir nicht bös."

„Was meinst Du, wenn ich — mich direct an den großen Turenne wendete —"

Der Alte schien überrascht, er hob den Kopf und lauschte auf mehr. „Nun?" fragte er, da Theinau an sich hielt.

„Ich habe die Ehre, ihm vorgestellt zu sein — ja, ich kann wohl sagen, daß er mich in Paris mit Aufmerksamkeit behandelt hat. Wenn ich nun seine Protection in Anspruch nehme und er mir dieselbe zusagt, mir einen Sicherheitsbrief mit Unterschrift und Sigill giebt, — so leicht, glaub' ich, wird Niemand wagen, dagegen zu handeln.

„Meinst Du?“ erwiederte der alte Degenfeld. „Auch Adam Kreuth nicht?“

Theinau stockte. — „Ich hatte im Sinn,“ sagte er dann kleinlaut, „ihn im französischen Lager, wo er doch zu finden sein muß, aufzusuchen und mit ihm —“ er stockte wieder.

„Dich zu schlagen?“ ergänzte der Alte aufhorchend.

„Nicht gerade das — obschon — wenn kein anderer Ausweg — lache nicht, Ferdinand, Du zweifelst an meiner Ehre!“

„Komm, Alter, Deine Hand her! Weiß Gott, das fällt mir nicht ein! Ich kenne Dich ja und weiß von mancher alten Geschichte, daß Du eine spitze Stoßklinge geführt hast. — Nun — wenn ich mir den Adam Kreuth denke, so will mir's nicht rathsam scheinen, mit ihm die Klinge zu binden.“

„Ich wollte auch — eigentlich mit ihm unterhandeln —“

„So!“ sagte der Alte trocken. „Das ist etwas Anderes.“

„Ihn abfinden!“ fuhr Theinau muthiger fort. „Denn wenn ich ihn recht verstehe, so ist es doch

mehr auf meiner Niece Vermögen, als auf ihre Hand abgesehen."

„Und das willst Du ihm in seinen schwarzen Bart werfen?" fragte Degenfeld.

„Ueberlaß die Negociation meiner Adresse!" erwiederte Theinau empfindlich. „Es ist nicht das erste Mal, daß ich Epreuven davon gegeben habe."

„Ganz gut! Daß Du zum Turenne gerades Wegs wie eine Kanonenkugel fahren willst, ist nicht übel; aber mit dem Kreuth laß Dich nicht ein — das ist mein Rath! Wenn Dir Dein großer Freund statt eines Sicherheitsbriefes sogleich, wenn er uns wieder diesseit des Rheins mit seiner Gegenwart erfreuen sollte, einen Trupp tüchtiger Reiter als Salvaguardia — siehst Du? — mit dem Befehl giebt, des Marschalls Wort gegen Jedermann Respect zu verschaffen, so scheint mir das genug. Ich thäte es nicht, denn es ist immer ein schlimmes Ding, dem Feinde eine Hand zu reichen, er hält sie fest. Indessen, Du denkst anders, also thue, was Du nicht lassen kannst."

Theinau war jetzt selbst von seiner Idee so erfüllt, daß er es aufgab, erst sein Heil beim Kurfürsten zu versuchen und den Vetter bat, ihm einen Paßport zu

verschaffen, mit welchem er sich bei den Franzosen legitimiren könne, da er gesonnen sei, so bald als möglich die Reise auf das linke Rheinufer anzutreten. Degenfeld versprach es ihm und traf durch seinen Sohn auch gleich Anstalt dazu, welcher von ihm angewiesen wurde, den Paß mit den gehörigen Unterschriften versehen zu lassen. „Ich denke," sagte er, als sich Theinau von ihm verabschiedete, „es wird gut sein, wenn das Papier mit des Kurfürsten eigenem Namen unterschrieben wird. Einen deutschen Reichsfürsten werden sie doch noch achten."

Theinau dankte ihm herzlich und bat, ihm das nun doppelt wichtige Document in sein Gasthaus zur Stadt zu senden, wohin er den Wagen schon entlassen. So kräftig hatte er sich lange nicht gefühlt, als jetzt, da er den Schloßberg herabstieg — es war, als habe die Idee der That, zu welcher er sich entschlossen, auch seinen Körper gestählt. — Ulrich hatte sich unterdessen im Auftrage seines Vaters zum Kurfürsten begeben, der ihn auch, weil er sich nie mit großer Etikette verschanzte, gleich vorließ, seinen Vortrag ruhig anhörte und dann Befehl gab, der erbetenen Paß für Herrn von Theinau auszufertigen und ihm zur Unterschrift vorzulegen. Es währte nur

kurze Zeit, so konnte Ulrich mit dem vollgültig ausgestellten Papier zu seinem Oheim nach der Stadt hinabsteigen. Dieser erwartete ihn mit großer Ungeduld, ein ganz neuer Geist schien über ihn gekommen zu sein.

„Alles für Dich, mein Sohn!" sagte er, indem er Ulrich in die Arme schloß. „Mit dem Kreuth werde ich schon fertig werden, und daß Johanna's Herz, mag sie's auch noch so sehr abläugnen, Dir gehört, darauf schwör' ich. Wärst Du nur ein bissel freundlicher gewesen gegen den kleinen Irrwisch — "

„Ich liebe das Kind, als wär' es mein eigenes, aber — "

„Verstehe! Du kannst nicht gegen Deine Ueberzeugung sprechen — schlimm, sehr schlimm für Dich in dieser falschen Welt! Nun — in wenigen Tagen hoffe ich Alles glücklich arrangirt zu haben, dann findet sich auch für Dich der rechte Weg. Ich habe Dich Du genannt, Ulrich — "

„Thut das immer, Onkel Theinau. Gott sei mit Euch auf Eurer Reise. Soll ich aber nicht einen Boten nach Wilsheim senden — Euer Ausbleiben zu erklären?"

„Sie hat einen starken Geist, hat sich wenig um den Wildfang geängstigt, um mich wird sie keine Sorge haben, doch thu' es immerhin. Laß ihr sagen, ich hätte noch eine nöthige Fahrt unternommen. Wohin, mag sie erst erfahren, wenn ich heimkehre. Nun leb' wohl und sieh der Liesi nicht zu tief in die Augen."

Ulrich's ernstes Gesicht gab Zeugniß, daß er solchem Scherze nicht zugänglich sei. Er blieb noch bei dem Oheim, bis dieser reisefertig war. Dann half er ihm auf den Wagen und der Kutscher wunderte sich nicht wenig, als er nach dem kurzen Aufenthalte, der ihm kaum gestattete, die Pferde satt zu füttern, Befehl erhielt, die Straße nach Philippsburg einzuschlagen. Die Pferde schienen sich auch zu wundern, denn sie wollten durchaus heimwärts einbiegen und hätten, durch die Peitsche eines Andern belehrt, fast einen Mann, der sich längs der Häuser daher schlich, an die Mauer gequetscht. Theinau sowohl, als sein Knecht, erkannten ihn, es war der Krämern Schliepmann, der den Hut zog und so zuversichtlich grüßte, als sei gar nichts vorgefallen.

„Zu Euch komme ich, gnädiger Herr," trat er Ulrich Degenfeld an, der vorüber gehen wollte, ohne

ihn eines Blickes zu würdigen. „Ich kann nicht glauben, daß Ihr einen armen Mann ungehört abthun werdet."

„Wir haben nichts mit einander zu theilen," sagte Ulrich und schritt weiter.

„Aber — wenn ich unschuldig bin — Ihr habt mir den Strick prophezeiht — wofür? Um Frau von Mosbach?" rief Schliepmann ihm nach.

Ulrich kehrte sich rasch um. „Den Namen sprich nicht aus, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" sagte er finster. „In Deinem Munde wird er entweiht, Nichtswürdiger, der Du ihr das Kind geraubt und verkauft hast an ihren bittersten Feind! Dein Verdienst ist es nicht, daß es gerettet wurde. Du siehst, ich weiß Alles, also tritt mir nicht mehr unter die Augen. Ich überlasse Dich Deinem schlechten Gewissen."

Der Krämer, der noch mit abgezogenem Hute stand, fuhr sich bei dieser Rede mit der Hand durch das dünne Haar, als wolle er es sich vom Kopfe reißen — dabei starrte er Ulrich mit aufgerissenen Augen und offenem Munde an. „Euer Gnaden —" stammelte er, als Ulrich ihm wieder den Rücken kehrte. „Ich versteh' kein Wort. Darf ich nicht

mitgehen? Ich möcht' mit Euch sprechen —" er ging in der That dem Voranschreitenden nach und jammerte wiederholt, daß er kein Wort verstehe, was er mit dem Kinderverkaufen meine, bis Ulrich endlich doch wieder stehen blieb und ihn hart anließ. Da fing der alte Mensch an zu weinen und sagte keine Sylbe mehr. Ulrich wurde durch dieses Benehmen nun doch zweifelhaft und gab ihm durch ein stummes Zeichen die Erlaubniß, mit ihm zu gehen. Schliepmann aber schüttelte den Kopf und sagte halb erstickt: „Hilft mir ja doch Alles nichts! Wie soll ein gemeiner Kerl Glauben finden, wenn er angeschwärzt ist! Laßt nur, der Strick ist doch für mich gedreht — aber etwas hab' ich noch auf dem Herzen, das nehmt mir ab, dann laßt mich gehen!"

Sie standen in einer menschenleeren Ecke, wo der Burgweg aufsteigt. „Schliepmann," sprach Ulrich ernst, „Du läugnest wirklich, was Du an der Tochter meiner Cousine zu Wilsheim verbrochen hast?"

„Verbrochen! Du mein lieber Herrgott, ich? Was kann ich dafür, daß sie sich in die Herrenwiege verlaufen hat, daß sie" — er bekreuzte sich —

„unter dem hohen Kreuz eingeschlafen ist und wilde Dinge geträumt hat? Ich habe sie redlich aufgenommen und hätte sie, wenn ich alter schwacher Mann nicht an meinem Bischen im Kasten schwer genug zu schleppen hätte, auf meinen Armen heimgetragen. Dann fielen die Franzosen über mich her, und banden mich, und das Fräulein setzten sie auf ein Pferd —"

„Ganz recht," unterbrach ihn Ulrich, „aber Du vergißt den Handel mit dem Grafen Kreuth!"

„Grafen Kreuth — ja, von dem hab' ich Euch ja anderswo erzählt, der ist drüben über'm Rhein — der kommt ja doch nicht mit der Geschichte des kleinen Fräulche zusammen?"

„Elender, Du verstellst Dich umsonst!" rief Ulrich. „Läugnest Du, daß Du das Kind der Frau von Mosbach dem Grafen Kreuth zugeführt, daß er Dir hundert Gulden dafür aufgezählt, daß Du ihm gesagt hast: für ihn sei das Kind mehr werth?"

Der Krämer fuhr sich wieder in die Haare. „Bin ich verrückt?" schrie er, allen Respect vergessend. „Wer hat das gesagt? Das soll ich —? O ihr Heiligen!"

„Weil Du gemeint, sie schlafe — glaubst Du, Louise habe nicht Alles gehört und gesehen?“

„Geschlafen, ja, sie hat geschlafen auf dem Pferde den ganzen Weg — Herr, Herr! Geträumt hat sie das — jetzt fällt mir's auf einmal wie ein Licht ein! In der Herrenwiege schon hat sie geträumt von fremden dunkelblauen Reitern und einem gewaltigen Kriegsherrn, der erst kommen soll — auf dem Pferde muß sie geträumt haben von der Gefahr, die durch den Herrn Grafen von Kreuth auch erst kommen soll — wie aber ich armer Schelm als Judas dabei mitgespielt, der ich doch für das edle Haus von Theinau schon seit so langen Jahren, noch ehe Fräulein Hanni verheirathet war, manchen Gang gethan und manches Geschäft verrichtet hab' — wie ich dazu komme, das weiß ich nicht —“

Ulrich sah ihn bei dieser überraschenden Wendung, welche er der Sache gab, durchdringend an, aber der Krämer ertrug diesen Blick, ohne daß ihm eine Wimper zuckte. „Schade, daß meine kleine Cousine nicht auch bei Deinem letzten Gespräch mit dem Grafen Kreuth schlafend zugegen war, vielleicht hätte sie geträumt, was der Anschlag enthält,

für den er Dich erkaufen wollte und den er Dir, bis der Handel zu Stande kommt, verschwiegen hat.“

„Ihr glaubt mir nicht —“ sagte Schliepmann betrübt.

„Das ist zuviel verlangt!“ versetzte Degenfeld kalt. „Es kann Dir auch gleichgültig sein — an mir verlierst Du keinen Kunden.“

„Und ich dachte gerade, Ihr solltet mir eine Kette abkaufen, die — für Euch vielleicht recht passen würde —“

Ulrich machte nur eine abweisende Geberde. — „Ein adeliges Stück, auch ein Amulet d'ran!“ rief ihm der Krämer nach. „Eine prächtige Locke d'rin — seht's Euch doch wenigstens an — gnädiger Herr!“ schrie er, als Ulrich, ohne sich noch einmal umzukehren, seinen Gang fortsetzte: „Ihr werdet's bereuen — es ist ein Amulet gegen Wittwentrauer, gerade für Euch — mehr darf ich nicht sagen —“

Ob Ulrich die freche Rede verstanden oder beachtet, blieb zweifelhaft, denn er ließ sich dadurch in seinem stolzen, ruhigen Gange nicht aufhalten — wäre es der Fall gewesen, so würde er sie vielleicht bestraft haben. Auch schien der Krämer das zu befürchten,

denn als ihm das Wort herausgeplatzt war, biß er sich auf die Lippe, wie Einer, der zuviel gesagt hat. Ulrich's hohe Gestalt verschwand aber in der Windung des Burgweges und Schliepmann murmelte für sich: „Gut! Wenn Du nicht willst, ich werde meinen Werth schon noch herausschlagen.“

Zehntes Kapitel.

Es war ein heißer Julitag. Die Sonne senkte sich zwar bereits zum Niedergange, aber ehe sie hinter den Gipfeln der Voghesen verschwand, schoß sie noch ihre glühendsten Strahlen über die fruchtbare Ebene, welche sich am linken Ufer des Rheins erstreckt, und weit und breit schien alles Leben erst die kühlen Schatten des Abends zu erwarten, ehe es sich wieder regte. Nur auf der Landstraße schleppte sich ein offener Wagen daher, die Pferde schritten mit gesenkten Köpfen, die Zügel hingen lang und schlaff in der Hand des schlafenden Kutschers; auch der Herr, den er fuhr, hatte den Kopf auf die Brust sinken lassen und schlummerte. Auf einmal schien er aus dem Schlafe schreckhaft erweckt zu werden, er griff an die Schulter des Knechts: „was war das?“ Der Knecht

ermunterte sich, hatte aber weder etwas gehört, noch gesehen. „Es klang wie ein Schuß,“ sagte der Herr. „Fahre vorsichtig.“

Ein kleines Gebüsch nahm jetzt das Gefährt auf, zur Rechten erhob sich ein niedriger Hügel. „Halt!“ gebot der Herr. Eine Weile ging er mit sich zu Rathe, was am besten zu thun sei. Man hatte ihm überall so widersprechende Nachrichten gegeben, daß er zu keinem sichern Entschlusse gekommen war, überhaupt schien seine wunderbar verjüngte Thatkraft, seit er den Rhein überschritten, merklich wieder gesunken zu sein und er fragte sich, ob er nicht in einem heroischen Augenblicke zu viel unternommen habe. Nun aber durfte er nicht mehr umkehren, das litt seine Ehre nicht. — „Gieb mir die Zügel,“ befahl er dem Knechte. „Steig' ab und sieh zu, ob Du von dort oben etwas bemerken kannst. Ich denke, Lachsheim kann nicht mehr weit sein.“

Der Knecht that, wie ihm geheißen war, machte, kaum auf der Spitze des Hügels angekommen, Zeichen, welche sein Herr — wir brauchen ihn wohl nicht erst zu nennen? — nicht recht verstand und rannte dann schnell wieder herab: „Franzosen!“ keuchte er athemlos.

Theinau wechselte die Farbe: „Wo —? und was hast Du gesehen?"

„Einen langen Zug — dort hinaus — aber weitab —" mehr wußte der Knecht nicht anzugeben.

Weitab! Also konnte der alte Herr ohne Gefahr selbst den Hügel ersteigen, um sich, da er, wie viele Kurzsichtige, in der Ferne gut sah, zu überzeugen, ob er noch heut' sein Ziel erreichen könne. Er befahl dem Knecht, mit dem Wagen in das Gebüsch zu fahren und dort verborgen halten zu bleiben, bis er zurückkehre. „Wenn nur erst alle Präliminarien überstanden wären!" seufzte er im Aufsteigen. „Stehe ich erst vor dem großen Turenne, so ist keine Noth mehr. Aber das erste Rencontre mit vielleicht ungebildeten Kriegsknechten, das Examiniren und so weiter, ich wollte, das wäre vorüber!" Der Schweiß, den er reichlich vergoß, nahm bei diesen Vorstellungen eine bedenkliche Kälte an. „Gott sei Dank, spreche ich ein so elegantes Französisch —"

„Qui vive?" brüllte ihn auf einmal eine rohe Stimme an, und aus dem nächsten Gesträuch sprangen einige Bewaffnete hervor, blitzten ihm lange Feuerröhre entgegen, die schwarzen Mündungen alle

nach seinem Herzen zielend. — „Ach um Gottes willen —" mehr konnte er nicht sagen, und es war im echten oberdeutschen Tonfall, sein ganzes Französisch in diesem schauerlichen Momente vergessen.

Sie schossen nicht, aber sie packten ihn — empörend rohe Fäuste rissen an seinen Schultern und Armen und diese für einen Cavalier entsetzliche Behandlung, noch mehr aber, durch ihr vielstimmiges Geschrei wie ein Ritornell klingend, die Worte: „Spion! hängen!" gaben ihm schnell sein volles Sprachverständniß und die Besinnung wieder.

„Meine Herren! Ich bitte Sie, mich anzuhören!" rief er im schönsten Pariser Accent.

„Ah! er spricht französisch! laßt sehen!" hieß es von mehreren Seiten, und sie ließen ihn los, bildeten aber einen Kreis um ihn und schußfertige Läufe blinkten ihm noch immer bedrohlich entgegen. Ein alter Sergeant trat vor, den Gefangenen zu examiniren. Der Name des Marschalls Turenne, welchen Theinau als seinen besten Trumpf sofort ausspielte, hatte jedoch die gehoffte Wirkung nicht: er imponirte den Soldaten keineswegs, im Gegentheil brachte er ein höchst unanständiges Gelächter hervor und der alte

Sergeant lachte zwar nicht, verzog aber sein Gesicht zu einer verächtlichen Grimasse.

„Zum Marschall!“ wiederholte er. „Und was kann Einer, wie Sie zum Beispiel, mit dem Marschall zu thun haben?“

„Hier sind meine Papiere, Herr Sergeant. Ueberzeugen Sie sich.“

Der Sergeant nahm den Paß, entfaltete ihn, betrachtete das große kurfürstliche Siegel, welches neben der Namensunterschrift stand, und ließ seine Blicke über den Inhalt laufen. Hätte er sie gleich darauf zu seinen Untergebenen überspringen lassen, so würde er sie auf einem lustig spöttischen Lächeln ertappt haben, denn sie wußten männiglich, daß er nicht lesen konnte. Was half es dem Herrn von Theinau in diesem Momente, daß die Legitimation im klarsten Französisch, wie er sich ausdrücklich erbeten, abgefaßt war und das Ersuchen seines Landesherrn an alle Truppenbefehlshaber Seiner Majestät, des Königs von Frankreich, enthielt, den Vorzeiger ungehindert passiren und ihm allen Schutz angedeihen zu lassen, da er auch von Ihm, dem Kurfürsten, ein Schreiben an den Vicomte von Turenne, Marschall ꝛc. zu über-

bringen habe! Der Sergeant steckte die Papiere kaltblütig in die Tasche.

„Das ist nicht genug," sagte er. „Hilft Ihnen nichts. Sie sind als Spion verdächtig."

„Aber haben Sie denn nicht gelesen —?"

„Ich habe gelesen!" versetzte der Sergeant barsch, mit einem sträflichen Blicke auf seine Soldaten, ob Einer sich unterstehe, diese Behauptung in Zweifel zu ziehen.

„Aber die Unterschrift meines Fürsten, die Bitte, mich als Ueberbringer eines Schreibens an den Marschall von Turenne sicher zu geleiten — dieses Schreiben selbst, sehen Sie doch die Ueberschrift, das Siegel!"

„Schickt man Parlamentaire so ab, wie Sie? Zu Fuß, in die Wälder, auf die Höhen, um nach unsern Truppen auszuspähen? Sie sind ein Spion, mein Herr, mögen Sie auch noch so vornehm sein — und mit Spionen selbst von Rang machen wir keine Umstände!"

„Zu Fuß!" rief Theinau. „Ueberzeugen Sie sich! Mein Wagen hält unten am Fuße des Hügels." Sofort sprangen einige Soldaten hinab, um sich desselben zu bemächtigen, aber sie fanden ihn nicht mehr,

denn der Knecht hatte, sobald er das Geschrei der fremden Stimmen gehört, in Todesfurcht auf die Pferde gepeitscht und schändlich die Flucht ergriffen. Wohl sah man den davon eilenden Wagen, aber er war schon zu fern, um ihn noch einzuholen. Mit der Meldung kehrten sie zum Trupp zurück, in dessen Mitte der Sergeant kalt wie Eis die Betheuerungen Theinau's anhörte, welche ihn von dessen Lauterkeit überzeugen sollten.

„Das verdächtigt Sie noch mehr!" sagte er, als der alte Herr bei der Nachricht, daß unter'm Berge kein Wagen mehr zu finden sei, heftig erschrack. „Mein Officier mag entscheiden. Zu Pferd!" — Und der Kreis öffnete sich, Zwei nahmen den Gefangenen in ihre Mitte, so eilte Alles durch das Gebüsch nach einem verdeckten Platze, wo einige Mann mit den Pferden der abgesessenen Leute hielten. Es waren Dragoner, welche damals auch zu Fuß gebraucht wurden, zum Kundschaftsdienst, wie zum Gefecht im schwierigen Terrain, um Dörfer und Engwege, wohin sie zu Pferd schnell gelangen konnten: Reiterei und Fußvolk zugleich in derselben Truppengattung, wie im russischen Heere ein ähnliches Corps noch kürzlich bestanden. Der alte Herr von Theinau hatte

aber wenig Muße, Studien über den Beruf der Dragoner anzustellen, ihn kränkte es bitter, daß sie ihm nicht einmal ein Pferd anboten, sondern daß er zu Fuß zwischen seinen beiden Hütern, die sich ebenfalls aufgeschwungen hatten, einhergehen mußte und sie mit rohem Uebermuth die Hähne ihrer Karabiner knacken ließen, um ihn zu bedeuten, daß er bei dem geringsten Versuche, zu entspringen, niedergeschossen werden sollte. Zu entspringen! Guter Gott, der alte gichtbrüchige Mann — schon meldeten sich, vom Schreck und Aerger geweckt, wieder einzelne Vorboten des nur eine Zeitlang wunderbar beschwichtigten Uebels. Er verbiß jedoch mannhaft den Schmerz, sah mit festem Blick auf die glimmenden Lunten in den Karabinerhähnen, wie sie damals vor dem Steinschloß noch üblich waren, und fand sogar den Muth, zu dem alten Sergeanten zu sagen: „Sie werden von dieser schmachvollen Behandlung Rechenschaft zu geben haben.“

„Das ist meine Sache,“ antwortete dieser. „Vorwärts!“

Die Schmerzen vermehrten sich aber durch die Seelenbewegung bald so, daß er sichtlich nicht mehr weiter konnte, und wenn sich auch einer der rohen

Gesellen vernehmen ließ, daß es wohl Verstellung sei und man ihm nachhelfen müsse, so hatten doch die Andern schnell Mitleid mit dem alten Herrn; der Sergeant ließ halten, befahl zwei Dragonern, nach dem nächsten Dorfe, das man sah, zu reiten und einen Wagen oder eine Trage mit den zugehörigen Bauern zu holen, und sagte dann zu Theinau, der sich am Wege auf die Erde gesetzt hatte: „Sie thun mir leid, hätten sich aber in Ihrem Alter und wenn es wahr ist, bei ihrem Stande nicht zu einem solchen Metier hergeben sollen, wenn es auch im Auftrage Ihres Fürsten ist.“

„Metier?“ fuhr Theinau trotz seiner Lage auf. „Doch ich vergesse, wer Sie sind.“

„Ihrem Fürsten mag freilich daran gelegen sein, zu erforschen, ob ihm ein neuer Besuch unserer siegreichen Armee droht,“ sprach der Sergeant weiter, ohne sich durch Theinau's Aufbrausen stören zu lassen, „und er hat vielleicht geglaubt, recht klug zu handeln, indem er es auf diese Weise, durch Sie, ausführen ließ. Aber eine so plumpe deutsche List mag er bei deutschen Bären anwenden, nicht bei uns. In diesem Augenblicke, mein Herr, steht unsere Avantgarde schon auf dem rechten Ufer, und wenn Sie den

Marschall, worüber ich nicht zu entscheiden habe, ja noch sehen sollen, so müssen Sie ihn in Deutschland suchen, nicht in Frankreich. Denn, mein Herr, dieses Land hier ist Frankreich, wenn auch das Volk noch seine alte barbarische Sprache nicht verlernt hat: es wird sich aber bald ihrer schämen, verlassen Sie sich darauf."

Der Elsaß war seit 26 Jahren an Frankreich abgetreten! Theinau hatte viel französische Sympathien, er liebte das fremde Volk und stellte dessen Sitte und Sprache, in Mißachtung der eigenen, hoch über die deutsche, aber in diesem Momente schien ein völliger Umschwung in seinen Ansichten eingetreten zu sein. Der Schmerz, den er körperlich litt, mochte auch dazu beitragen, ihn feindlich zu stimmen. Mit einer Unerschrockenheit, als habe sich seiner eine fremde dämonische Gewalt bemächtigt, blickte er zu dem Franzosen auf, der neben ihm zu Pferde hielt und nachlässig mit den Steigbügeln an den Sporen klirrte, und sprach kräftig: „Wir werden einmal Abrechnung halten, wenn es auch noch lange dauern sollte!"

„Wie?!" rief der Sergeant, augenblicklich fest in die Bügel tretend. „Kommt die rechte Sprache

heraus? Klingt das, wie ein Parlamentair sich äußert? Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr."

Theinau erwiederte nichts, vielleicht bereute er schon wieder, was er gesprochen hatte, da er doch nun einmal in die Hand des Fremden gegeben war. Freilich hatte er sich einer andern Behandlung versehen. Die Dragoner, welche nach dem Dorfe geritten waren, blieben lange aus und der Sergeant beschloß endlich, einem Reiter die Sorge für den Gefangenen zu überlassen und mit dem größten Theil seines Trupps vorauszueilen, um dem Officier, von dessen Piket er ausgeschickt war, Meldung über den Vorfall zu machen. „Du haftest für den Herrn," sagte er zu dem Dragoner. „Fügt er sich nicht in Gutem, so gebrauchst Du Gewalt, im Nothfall die Waffen." Mit diesen Worten trabte er an der Spitze seiner Leute von dannen und nur Zwei blieben bei Theinau zurück, der sich nun mit einer dumpfen Resignation in sein Schicksal ergab. Es sollte sich bald noch bedrohlicher gestalten.

Ein stärkerer Zug von Reitern wurde bemerkbar, er nahm die Richtung nach dem Hügel, der Dragoner, welchem Theinau überantwortet war, ließ ihn unter der Obhut des Andern zurück und ritt der Escadron

entgegen, um seine Meldung abzustatten. Der Chef, ein blutjunger Mensch, als er sie angehört, jagte seiner Colonne voraus und konnte, oben angelangt, sein Pferd nicht halten, so daß er fast den Dragoner, der abgesessen neben Theinau stand, übergeritten hätte. Er selbst, wahrscheinlich ein schlechter Reiter, kam darüber aus dem Sitz, und konnte kaum im Sattel sich wieder befestigen. Sein Aerger wandte sich gegen den armen alten Herrn: „Warum steht der deutsche Klotz nicht auf?“ fuhr er ihn an. „Sieht er nicht, daß er einen französischen Edelmann vor sich hat?“

„Nicht mehr Edelmann, als ich!“ entgegnete Theinau, in seinem empfindlichsten Nerven getroffen.

„Er ist leidend — hat Schmerzen am Fuß —“ erklärte der Dragoner.

„Bah!“ sagte der Officier. „Frech ist er — Sie sind ein Spion, mein Herr, wie ich höre. Den Corporal wird schwere Verantwortung treffen, daß Sie noch ungehangen sind —“

„Ich bin ein Abgesandter meines Herrn Kurfürsten von der Pfalz —“

Der junge Edelmann, der seiner Geburt die Stelle als Escadronchef schon so früh verdankte, lachte

spöttisch. „Ein deutscher Fürst, das ist uns zum Lachen, sehen Sie! Ich bin dasselbe, Prinz von Chateau-roux, mich Ihnen vorzustellen. Was bringen Sie, und an wen? Wahrscheinlich an Seine allerchristlichste Majestät selbst?“ Er lachte noch übermüthiger.

„Wenigstens an den Herrn Marschall von Turenne,“ versetzte Theinau.

„Ich kann bezeugen, Monseigneur, daß —“ wollte sich der Dragoner wieder einmischen, aber der junge Officier hieß ihn schweigen, erklärte, daß er den Gefangenen übernehme und befahl ihm, seinem Truppentheile zu folgen. Ohne Widerrede gehorchte der Dragoner und ritt mit seinem Gefährten den Weg hinab, welchen sein Sergeant genommen hatte.

„Nun, Herr Ambassadeur, Ihre Depechen, wenn's beliebt,“ sagte der Prinz von Chateau-roux mit derselben spöttelnden Manier, welche Theinau bis auf das Aeußerste reizte.

„Ich habe sie dem Anführer der Dragoner gegeben, der sie mit sich genommen hat,“ erwiederte er, vor Aufregung zitternd.

„Sie haben Talent, mein Herr,“ bemerkte der Prinz ironisch. „Leider erstreckt es sich nicht auf

meine Leichtgläubigkeit und ich kann daher den Schutz des Völkerrechts, auf den Sie sich berufen, nicht anerkennen."

„Herr! Halten Sie mich für einen Lügner?"

„Gleichviel — Sie werden sich überzeugen, wofür ich Sie halte! — Stehen Sie auf — Ihr da!" rief er mit seiner mädchenhaften Stimme den bärtigen Reitern zu, die im tiefen Haufen, wohl hundert Pferde stark, in einiger Entfernung halten geblieben waren. „Vier Mann absitzen — Fouragierstricke los — der Baum da, hat einen starken Ast — aufknüpfen den Herrn Spion!"

Es schien furchtbarer Ernst zu werden, denn das jugendlich schöne, in seinen Zügen noch weiche Gesicht des Befehlshabers hatte einen wilden Ausdruck angenommen, der es entstellte. Die Reiter kümmerten sich um nichts, sie stiegen rasch von den Pferden, und Theinau sah mit starrem Blick, wie sie Anstalten machten, den Befehl rücksichtslos auszuführen. Er war ein kranker und schwächlicher Greis, der nie die Waffen im Kriege getragen, bis jetzt nie dem Tode in's Antlitz gesehen hatte, aber hier, wo seine Ehre im Spiele war, entwickelte sich in ihm ein passiver Muth, der Alles zu ertragen fähig war, um dieser

Ehre nichts zu vergeben. Vielleicht hatte ihn der übermüthige Jüngling nur schrecken und zu einer Demüthigung zwingen wollen, darin aber verechnete er sich.

„Sie wagen es nicht!“ sagte Herr von Theinau, und wenn auch sein Gesicht blaß geworden war, als die Soldaten den Strick an den Baumast knüpften und die Schlinge schürzten, so hob sich sein Auge doch fest auf den jungen Menschen, der sich gegen ihn zum Herrn über Leben und Tod aufwarf. Diese Seelenstärke reizte aber den Prinzen, welcher darin einen Hohn erblickte, — wie? dieser Deutsche sollte ihm Trotz bieten? Wenn er ihn hängen ließ, wer fragte danach, wer konnte ihn zur Rechenschaft ziehen? Ein Spion ist vogelfrei —

„Macht ein Ende!“ rief er den Reitern zu und sein Antlitz war in diesem leidenschaftlicheu Moment von schreckender Häßlichkeit.

„Ein Wort, mein Prinz!“ ließ sich plötzlich aus dem tiefen Geschwader eine starke Stimme vernehmen, und hervor ritt ein Officier — Theinau's Blicke richteten sich dorthin, wo ihm Gott einen Retter aus höchster Gefahr zu erwecken schien, und wie er den sich Nähernden in's Auge faßte, das braune breite

Gesicht, die lang niederhängenden schwarzen Zöpfe des Bartes erkannte: „Adam Kreuth!" rief er unwillkürlich.

Der Officier machte ihm ein Zeichen mit der Hand, wie eine Zustimmung und Beruhigung und wendete sich dann an den Prinzen, der den Reitern, welche schon vor Theinau standen, um ihn zu dem verhängnißvollen Baume zu führen, gewinkt hatte. Sie warteten. Es war eine Pause, bei welcher mehr als Einem der Anwesenden der Athem in der Brust stockte.

„Gnädiger Herr, ich kenne diesen Mann," sagte Graf Kreuth — er hatte sich durch sein Zeichen zu diesem Namen bekannt; „ich kenne ihn und glaube für ihn bürgen zu können, daß er kein Spion ist."

„Sie?" versetzte der Prinz mit dem Ansehen, das er gegen alle seine Untergebenen annahm, und Kreuth gehörte auch dazu. „Und welche Bürgschaft haben Sie?"

„Mein Wort, Monseigneur," erwiederte Kreuth mit ruhigem und kaltem Tone.

„Wahrhaftig!" sagte der Prinz, und dieses: „vraiment!" das die Franzosen mit einer unaussprechlichen Impertinenz zu sagen wissen, ließ selbst

Theinau's Blut aufwallen. Kreuth schien es aber gleichmüthig hinzunehmen, er hielt mit unbewegten Mienen vor seinem jungen Chef.

„Ich kann verbürgen," sprach er, „daß Herr von Theinau schon im Gefolge der Frau Herzogin von Orleans in Paris gewesen ist."

Bei der Nennung der Prinzessin, welche durch ihre Originalität, und noch mehr durch ihren Geist und Witz, am Hofe Alles für sich gewonnen hatte, erheiterte sich die Stirn des Prinzen. „Das läßt sich hören," rief er. „Ich habe ihn aber nicht gesehen."

„Sie waren noch nicht — bei der maison du roi mit Patent versehen," erwiederte Kreuth.

„Wohlan — auf die Garantie der Frau Herzogin von Orleans will ich die Verantwortung auf mich nehmen, Sie — einstweilen! — für das zu halten, wofür Sie sich ausgeben!" sagte der Prinz zu Theinau, und war gewiß im Grunde seines Herzens froh, daß er auf so gute Manier davon loskam, sein Decret durchsetzen zu müssen. „Sie werden uns aber begleiten."

„Lassen Sie mir die Sorge für ihn, Monseigneur," erbot sich Kreuth. „Hier ist ein Wagen an-

gekommen, wie ich sehe, man hat ihn für den Kranken requirirt. Ich werde ihn sicher nachbringen."

„Thun Sie das, Graf. Aber Sie stehen für ihn — denn ich bin keineswegs so fest, als Sie, von seiner Integrität überzeugt —"

„Ich stehe für Alles," erwiederte Kreuth, und der Prinz marschirte mit der Escadron ab, während einige Mann zurückblieben, welche den Leidenden auf den Wagen hoben. Kreuth stieg zugleich vom Pferde, gab dasselbe einem Reiter an die Hand und setzte sich zu Theinau. „Wir haben doch mit einander zu reden," sagte er.

Theinau war zwar der augenblicklichen Lebensgefahr entgangen, aber er befand sich in einer fast ebenso peinlichen Lage, wenn er sich das Verhältniß klar machte, in welchem er zu dem Manne, der sich neben ihn gesetzt hatte, stand. Dieser ließ ihm jedoch keine lange Zeit zu Betrachtungen.

„Wir wollen uns keine schönen Reden halten, Herr von Theinau," begann er. „Was geschehen ist, läßt sich nicht mehr ändern. Es kommt jetzt nur darauf an, was geschehen soll.

„Das ist auch meine Ansicht, Herr Graf von Kreuth," erwiederte Theinau.

„Und was denkt Ihr darüber?“

„Daß alle Theile Frieden schließen —“ sagte Theinau warm.

„Ganz mein Wunsch, ich bin auf dem Wege dazu!“ erwiederte Kreuth.

„O, ich dachte mir ja gleich,“ rief der alte Herr freudig, und vergaß seinen nagenden Schmerz, „ich dachte mir gleich, wenn es mir nur gelänge, Euch selbst zu sprechen, daß wir uns bald verständigen würden. Ihr gebt meiner armen Nichte die Seelenruhe zurück.“

„Das hoffe ich!“ sagte Kreuth fest.

„Wenn Ihr aber ein Opfer bringt —“ begann Theinau den schwierigsten und zartesten Theil seiner Unterhandlung — „so werdet Ihr meiner Niece auch erlauben, daß sie das anerkennt — sie würde trostlos sein, wenn Ihr dazu alle Wege abschnittet — was sie Euch für dieses Opfer —“

„Welches Opfer?“ unterbrach ihn Kreuth. „Ich verstehe Euch nicht!“

„Sollte es Euch kein Opfer mehr sein, dann um so besser — aber auch in diesem Falle würde Johanna —“

„Was meint Ihr?“ rief Kreuth ungeduldig. „Laßt das Caracoliren und geht gerade heraus!“

„Ich meinte freilich, daß es Euch nicht leicht würde, Johanna zu entsagen —“

„Entsagen!“ rief Kreuth. „Das soll mir leicht werden? Unmöglich, sagt! Wer hat Euch in den Kopf gesetzt, Herr, daß ich entsagen will?“

Theinau erschrack vor diesem Tone, in welchem er den Charakter des Unbeugsamen, wie er ihn einmal seiner Nichte geschildert hatte, unverändert wieder fand. — „Ihr spracht doch von — Frieden?“ sagte er.

„Von Frieden, allerdings! Wenn Johanna mein Weib ist!“

„Aber, bedenkt — sie ist noch immer nicht frei — der Tod ihres Gatten nirgend erwiesen —“

„Liegt es nur daran —?!“ rief Kreuth mit einer Wildheit, vor welcher sich Theinau von Neuem entsetzte. „Doch,“ setzte er sogleich ruhiger hinzu, „das ist nur ein vorgeschobener Grund. Ich weiß den bessern, seid davon überzeugt. Er ist für mich kein Hinderniß — Ihr könnt das vielleicht nicht begreifen, einer Frau, die mich zweimal ausgeschlagen hat, die einen Andern lieber mag, mich aufzudrängen,

aber das geht Niemand, selbst Euch, Herr, eben so wenig, etwas an."

„Aber — wie soll da ein glücklicher Ausweg gefunden werden?" seufzte Theinau. „Wenn Ihr so fest seid — ich kann Euch versichern, daß auch meine Niece — obschon Ihr über den Grund ihrer Weigerung falsch berichtet seid — doch ebenfalls genug Charakterfestigkeit besitzt."

„Das weiß ich. Gerade deshalb! — Dachtet Ihr, ich würde den Großmüthigen spielen?" lachte er auf.

„Ich dachte, wenn Ihr nach dieser für unser Vaterland so finistern Campagne heimkehren könntet" — begann Theinau, den vermeintlichen Faden, der ihm in der Verspottung der Großmuth geboten schien, hastig ergreifend, von Neuem, und fiel dabei in seine gezierte Sprache zurück, die ihn sonst in Momenten wahren Affects als etwas Angelerntes immer verließ — „ich dachte, wenn Ihr dort eine honorable Position acquiriren, denen Capricen jener launischen Fortuna den Rücken à jamais kehren, von einem soliden Domicil, das Euch gehörte, Posseß nehmen könntet und, so es Euch als Aequivalent für Opfer, die Ihr brächtet, für manche Douleur der

Seele, die Euch verursacht worden, offerirt würde, Euch nicht durch eine Delicatesse, welche hier ganz deplacirt wäre, davon abhalten ließet, dasselbe zu acceptiren, so meine ich, wäre der Frieden nach bester Convention leichtlich geschlossen."

Kreuth hatte ihn ruhig ausreden lassen; der alte Herr, wenn er ihn nur hätte von der Seite recht beobachten können, würde jedoch bemerkt haben, daß ihm die Stirnadern mächtig schwollen. Als Theinau geendigt hatte, fragte er: „Wenn ich Euch recht verstehe, wird mir als Schadenersatz, wenn ich Eure Frau Nichte aufgebe, ein Stück ihres Landbesitzes geboten?"

„Ihr dürft überzeugt sein, daß es in einer Form geschehen würde, Euer Zartgefühl nirgend zu choquiren."

Eine Weile schwieg der Andere, und Theinau war seiner Sache schon gewiß. Da hörte er einen dumpf grollenden Laut aus der Brust seines Nachbars, der nun ausbrach: „Es muß weit mit Adam Kreuth gekommen sein, daß man es wagt, ihm, wie einem hungrigen Hunde, einen Knochen hinzuwerfen! Wäret Ihr nicht ein alter, kranker Mann, bei meiner Ehre! Ihr solltet schwer bereuen, mir diese Schmach

angeboten zu haben! Hört denn meine Meinung! Und wenn Ihr mir die halbe Pfalz anbötet mit dem prachtvollen Schlosse zu Heidelberg und auf der andern Seite das Weib, das ich gelobt habe, mein zu nennen, arm, wie eine Bettlerin, und doch nur durch schwere Thaten, nur durch einen Strom vergossenen Blutes, ja mit Gefahr der Seele, zu gewinnen — Adam Kreuth würde keinen Augenblick zweifelhaft sein."

Theinau verstummte vor dieser Gewalt der Leidenschaft, er wußte nichts zu erwiedern, als Kreuth schwieg, obgleich ihn dieses Schweigen quälte. Was war denn nun des furchtbaren Mannes Absicht, der, wie er eben selbst erklärt hatte, kein Verbrechen scheuen würde, um in Johanna's Besitz zu kommen?

Sie fuhren eine Weile dahin, ohne daß Einer ein Wort sprach. Dort zeigte sich schon die Rheinbrücke; französische Truppen bewegten sich in einzelnen Colonnen dahin, und in Theinau erwachte die Hoffnung, hier noch den Oberfeldherrn zu finden. Er wagte die schüchterne Frage. Kreuth hörte aber nicht auf ihn. — „Wir müssen mit einander auf's Reine kommen," fing er, wie aus einem Traume erwachend, wieder an zu sprechen. „Ihr seid nun

einmal, wohl oder übel, in meiner Gewalt. Ich hatte mir einmal ein anderes Pfand zum Einlösen ausgesucht, aber ich hoffe, Ihr werdet mir denselben Dienst leisten. Gefangen seid Ihr — und mein Gefangener jetzt. Mit Eurem Unsinn von Gesandtschaft und dergleichen bleibt mir vom Leibe, ich glaube es Euch nicht, und wär's auch, so achte ich das nicht mehr, als den Staub, den unsere Räder unter dem Wagen aufwühlen. Ich lege aber die Bestimmung über Euer Schicksal in die Hand Eurer Nichte — ihre Hand für Euren Kopf!"

„Graf Kreuth!" rief Theinau auffahrend.

„Mein letztes Wort! Ihr kennt mich. Ihr sollt Rast und Pflege haben, aber Ihr werdet an Eure Nichte schreiben und ihr die Wahl stellen!"

„Haltet Ihr mich wirklich für ehrlos genug, mir diese Feigheit anzumuthen?" rief Theinau ganz außer sich. „Lieber will ich sterben von Henkershand!"

„Nach Belieben!" versetzte Kreuth kalt. „Uebereilt Euch aber nicht, ich gebe Euch Zeit zum Besinnen. Das Opfer mag sehr schön und ritterlich sein, aber Ihr, als ein kluger Mann, solltet begreifen,

daß es ein ganz nutzloses wäre. Mein Ziel erreiche ich, wenn nicht durch Euch, doch auf eine andere Weise — nur der Tod," setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „nur mein Tod, oder ihr Tod kann mich daran hindern!"

Elftes Kapitel.

Die Hoffnung, welche Theinau als seine letzte noch immer genährt hatte, beim Zusammentreffen mit größern Truppenabtheilungen irgend einen Beistand, wenn er an die nationale Courtoisie appellire, zu finden, zerrann sehr bald. Graf Kreuth hatte ihn verlassen, seinen Reitern aber Befehle gegeben, die sie nur zu gut befolgten. Ueberall, wo sie auf geschlossene Trupps stießen, hatte der Vorausreitende gemeldet, daß sie einen gefangenen Spion transportirten, der zum Tode verurtheilt sei, und nur noch genau examinirt werden solle. Der erste Officier, welchen Theinau von seinem Wagen im Vorüberfahren anrief und um seinen Schutz gegen gewaltthätige unverdiente Behandlung bat, warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu, und kehrte ihm ohne Antwort den Rücken; ein zweiter, den er ansprach, hieß ihn drohend

schweigen — vergebens ermannte er sich noch einmal bei einem vornehmen Krieger, den er an der Brücke traf, und da er keine Uniform, sondern reiche Cavaliertracht, wie damals noch alle höhern Befehlshaber, trug, für einen General hielt, und berief sich gleich in seinen ersten Worten auf den Marschall Turenne, dem er von Person bekannt sei: der General beleidigte ihn durch eine gemeine Aeußerung, die er kaum errieth, weil sie in dem Französisch, das er gelernt, der Sprache gebildeter und vornehmer Kreise, gar nicht vorkam. Er wurde bleich und roth, und gab alle ferneren Versuche auf. Nur seine Augen schweiften rastlos umher, ob er nicht unter den rastenden Truppen, an denen er vorüberfuhr, unter all' den neugierigen oder ihn verhöhnenden Gesichtern den Mann wieder herausfinden könne, welcher sich seiner Legitimationen: des Passes und des Schreibens von der Hand seines Kurfürsten bemächtigt habe. Umsonst! Wenn sich der Sergeant auch in der Nähe befunden, er hätte ihn bei seinem kurzen Gesicht doch nicht erkannt.

Sie brachten ihn in einem kleinen Hause unter, das seinen Begleitern bezeichnet schien, denn sie hatten ohne weitere Nachfrage, von der Straße abbiegend,

dorthin ihren Marsch gerichtet. Nun hielten sie an, ließen den Gefangenen vom Wagen heben und unter Obhut eines alten Weibes, das auf der Schwelle erschien, in eine Hinterkammer tragen, wo er auf ein Bett gelegt wurde. Der Schmerz, welcher vor mächtigeren Bewegungen eine Weile erduldet worden war, hatte mit erhöhter Gewalt nun auch die Seelenstärke des Greises gebrochen, so daß er Alles mit sich geschehen ließ. Die Reiter gaben der alten Frau die Anweisung, welche ihnen ihr Officier aufgetragen hatte, und ritten dann dem Haufen nach. Wäre Theinau nicht in eine Art von Stumpfsinn verfallen gewesen, so hätte er hören können, wie seine Kammerthür zugeschlossen wurde. Er war jetzt wirklich allein in Kreuth's Gewalt, denn dieser hatte ihn der Soldatenhand, in welche er gefallen war, entzogen und für sich in Gewahrsam gebracht: er mußte am besten wissen, wie er das gekonnt und wie weit er sich auf das alte Weib zu verlassen hatte, das ihm doch ganz zu Dienst sein mußte. Wenn aber der Greis auch gefangen war, verlassen blieb er darum nicht. Die alte Frau erschien nach einiger Zeit wieder, fragte ihn nach seinem Befinden und brachte ihm Umschläge für seinen kranken Fuß, sorgte überhaupt

auf alle Weise für ihn, nur stand sie ihm nicht Rede, gab auf alle seine Fragen immer die Antwort: ich weiß nicht, und wenn er Forderungen that, die auf seine Freiheit zielten: ich darf nicht! und vergaß nie die Thür, selbst wenn sie zu ihm eintrat, sorgfältig abzuschließen und den Schlüssel in ihre Tasche zu stecken. Je mehr ihre Mittel wirkten, und das war gleich vom ersten Umschlage an der Fall, den sie ihm mit geheimnißvollen Zeichen und leise geflüsterten Worten angelegt hatte, desto fühlbarer machte sich dem alten Herrn die Schmach, die er dulden mußte, und sein Ingrimm gegen den Urheber desselben stieg bis zum bittersten Hasse, den seine milde Seele bisher gegen keinen Menschen gekannt. Er konnte nicht glauben, daß es Kreuth auch für den äußersten Fall Ernst sein könne, die Drohung, mit welcher er seine Nichte schrecken wollte, auszuführen, aber der Gedanke, in welche Angst und Noth Johanna um seinetwillen gestürzt werde, und ob sie nicht dennoch, um die Blutschuld, die sie zu verantworten habe, nicht auf ihre Seele zu laden, einen unglücklichen Entschluß fassen möchte, quälte ihn und er hätte sein Letztes hingegeben für einen zuverlässigen Boten an sie. Aber wo sollte er hier einen solchen finden? Seine Wäch-

terin war allen Vorstellungen unzugänglich. Zuweilen kam ihm der Gedanke, besonders seit er wieder fest auftreten konnte, sich, wenn sie allein bei ihm war, auf sie zu stürzen, ihr die Schlüssel mit Gewalt zu entreißen und sich zu befreien — im Hause hatte er nie eine fremde Stimme gehört, sie schien es ganz allein zu bewohnen, und er war doch ein Mann und durfte wohl hoffen, mit einer alten Frau fertig zu werden! Aber wenn er sie in diesem Sinne maß — sie war groß und stark, und hatte in den Zügen ihres dunkelbraunen Gesichts, wie in dem Blick ihrer ganz eigenthümlich geschnittenen schwarzen Augen einen Ausdruck, der nicht versprach, daß sie leicht zu überwältigen sei, und der Gedanke eines Ringkampfes mit einem Weibe war dem alten Herrn widerwärtig; auch mischte sich ein widerstrebendes Gefühl der Dankbarkeit hinein, da sie ihn doch gepflegt hatte und im Ganzen freundlich gegen ihn war. Ihre Stimme hatte einen fremdartigen Wohlklang, der in manchen Momenten so weich und angenehm war, daß Niemand von dieser süßen Stimme auf eine alte häßliche Frau geschlossen hätte: sie sprach ein schlechtes Deutsch und war offenbar eine Ausländerin, nur konnte Theinau nicht errathen, welchem Volke sie

angehöre; er hatte sie einmal gefragt, aber nur die Antwort erhalten: Keinem! wobei sie ihn selbst forschend und düster angeblickt hatte. Sollte er sie, die ihn, so weit es mit der ihr wahrscheinlich auferlegten Pflicht vereinbar war, gütig behandelte, mit einem hinterlistigen Anfalle lohnen, sie der Rache seines Feindes aussetzen? Und wenn er wirklich dem Hause entkam, wie sollte er ohne Mittel zum Fortkommen, ohne jeglichen Ausweis den Heimweg finden, da die Franzosen vielleicht die ganze Pfalz überschwemmt hatten? Hier blieb wohl nichts übrig, als den Ausgang Gott anheim zu stellen und ruhig abzuwarten, wie Er Alles fügen werde.

Zu diesem Entschlusse gekommen, fand sich auch wieder einige Ruhe in seinem Herzen ein und er ertrug seine Lage mit Geduld. Aeußerlich war sie ganz erträglich. Die Kammer, in welcher er wohnte, war zwar nur klein, mit einem einzigen, ziemlich hoch angebrachten und vergitterten Fenster versehen, aber sonst nicht unbehaglich, sogar mit einigem Luxus ausgestattet. Ein dunkelfarbiger, mit lichterm Holz ausgelegter Schrank, ein Paar geschnitzte Stühle, ein bunter Teppich, der vor dem Bette lag, dieses Bett selbst mit guten Polstern von fremdartiger Form, wie

er sie nie gesehen, bekundeten, daß er nicht in einer Hütte der Armuth hause. Gleichwohl lebte die alte Frau hier ganz allein und verrichtete die niedrigsten Dienste! Sie war also nicht die Eigenthümerin, sondern nur die Schließerin des Hauses. In Gedanken rief er sich die Lage desselben zurück, den Punkt, wo der Wagen mit ihm von der Straße zum Rhein abgebogen war, das Wäldchen, welches sich dicht vor dem Hause hinzog, dasselbe verdeckend — er hatte gehofft, vielleicht aus seinem Fenster eine Aussicht zu gewinnen, mühsam einen der schweren Stühle dahin geschleppt und bestiegen, aber nur in einen kleinen viereckigen, rings von Gebäuden — wahrscheinlich Ställen und Scheunen — umschlossenen Hof gesehen. Hohes Gras bedeckte denselben, nur ein einziger Fußsteig führte vom Hause nach einem steinernen Brunnen, der in der Mitte lag, sonst sahen alle Gebäude verödet aus, und über sie hinweg in das Freie konnte der Blick nicht dringen. Theinau war bei dieser Erkundung von der alten Frau überrascht worden, so daß er nur Zeit gehabt, von seinem Stuhle herabzusteigen, nicht aber, ihn wieder an seinen Ort zu bringen. Sie hatte ihn, der etwas beschämt gewesen, lächelnd, aber keineswegs schadenfroh, angeblickt und

nur, fast mitleidig, den Kopf geschüttelt. Seitdem war ihm der Gedanke, sich an ihr gewaltthätig zu vergreifen, noch verwerflicher erschienen.

Da hörte er eines Abends im Hause eine andere Stimme, als die ihrige, die er überhaupt, wenn sie nicht mit ihm sprach, draußen nie vernahm, denn sie hatte ja zu Niemand zu reden. Er horchte also hoch auf, als er im Hause sprechen hörte, und sein Herz schlug rascher, denn er glaubte, jetzt werde sich endlich Alles entscheiden. Was gesprochen wurde, konnte er nicht verstehen — aber daß es nicht Kreuth's Stimme war, erkannte er bald; gleichwohl kam sie ihm nicht fremd vor. Es war kein starker, männlicher Ton, aber etwas Schneidendes lag darin, und ein Paarmal klang auch ein schrilles, fistulirendes Gelächter durch, das er schon irgendwo gehört haben mußte, nur konnte er sich nicht besinnen, wo. Er hörte Tritte seiner Thür sich nahen, aber kein Riegel wurde zurückgeschoben, kein Schlüssel eingesetzt. Athemlos horchte er, draußen schien es derselbe Fall. Nach einer Weile vernahm er deutlich: „Schläft! Wohl bekomm's!“ Und die Tritte entfernten sich wieder. Da konnte er nicht länger an sich halten, sondern

rief: „Kommt herein! Ich schlafe nicht! Ich warte auf Euch!“

Keine Antwort. Die Tritte waren zwar einen Augenblick still geworden, als ob sein Ruf sie an die Stelle gebannt hätte, aber gleich darauf klangen sie wieder und entfernten sich schnell. Ihm war es, wie eine Hoffnung, die ihm entfloh, und er setzte sich mit einem schweren Seufzer auf sein Bett nieder. Nicht lange währte es, so hörte er den leichtern Tritt seiner Hüterin, welche zurückkam und die Kammer aufschloß; sie trat zu ihm ein und zog diesmal die Thür nur hinter sich an, ohne sie zu verschließen. Theinau erhob sich schnell — brachte sie ihm die Freiheit? Sie sah ihn freundlicher an, als sonst — er glaubte es wenigstens, aber sie setzte schweigend das Essen, das sie brachte, auf den Tisch.

„Wer war bei Euch?“ fragte er unruhig. Sie wiegte nur verneinend den Kopf. Sein Auge kehrte sich auf die Thür — und vielleicht dadurch aufmerksam gemacht, schien sie plötzlich ihres Versehens inne zu werden, denn sie wandte sich rasch um, zog den Schlüssel aus der Tasche und verschloß die Thür. Auch die letzte Hoffnung war damit dem Gefangenen benommen. Er sagte kein Wort mehr, sondern setzte

sich still auf sein Bett. Die Frau richtete ihr Auge auf ihn, und das brennende Feuer, das vom Alter nicht vermindert in dessen nachtschwarzen Sternen glühte, wurde zu einer milden, wohlthuenden Flamme.

„Ich habe für Euch gesorgt,“ sagte sie.

„Heut' bedarf ich keiner Speise,“ erwiederte er, ihre Rede anders beziehend, als sie gemeint war. „Nehmt nur Alles wieder mit.“

„Ich habe Boten geschickt —“ sagte sie mit Nachdruck. Ueberrascht sah er auf.

„Boten —?“ rief er. „An wen?“

„An Ihn,“ erwiederte sie, als ob gar kein Zweifel walten könne, wer damit gemeint sei. Das war auch bei Theinau der Fall — wen anders sollte sie im Sinn haben, als seinen Feind?

„Gute Frau, ich beschwöre Euch, mir einige Auskunft zu geben!“ rief er. „Ihr seid so freundlich gegen mich, gewiß Ihr seht es ein, daß ich auf die abscheulichste Weise hieher geschleppt worden bin, wie ich Euch schon oft erklärt habe; Ihr gebt mir zu, daß ich für Eure Pflege, die mich hergestellt hat, mich nicht undankbar gezeigt, nicht den kleinsten Schritt versucht habe, der Euch in Gefahr hätte bringen können. Aber daß ich ein Recht habe, nun

auf meine Freiheit zu dringen, seht Ihr wohl auch ein. Was hat Er, mich betreffend, befohlen? Was habt Ihr heut' durch seinen Boten, denn ein solcher war doch wohl bei Euch, weiter erfahren?"

Ob sie die lange und im Drange der Aufregung schnell gesprochene Rede verstanden, blieb sehr zweifelhaft — sie war, wie gesagt, des Deutschen nicht vollkommen mächtig, konnte sich zwar selbst darin ausdrücken, aber nicht immer gleich auffassen, was zu ihr gesagt wurde, so daß Theinau schon früher mehrmals seine Worte ihr hatte wiederholen müssen, ehe sie deren Sinn begriff. Sie antwortete diesmal nur mit ihrem gewohnten: „Ich weiß nicht."

„Kam denn der Mann, der bei Euch war, nicht von Ihm?" fragte Theinau, in seiner Annahme irre geworden.

„Nein —" sagte sie.

„Nicht? Aber Ihr habt zu Ihm geschickt — diesen Mann, nicht wahr?" Sie nickte. — „Und wer war's? Das könnt Ihr mir doch sagen!"

„Ich darf nicht!" brachte sie ihre zweite stehende Ausrede vor.

Er rieb sich die Stirn. „Ich kenne seine Stimme — ich habe sie schon gehört —"

„Laßt nur! Wird bald wieder kommen!“ tröstete sie ihn wahrhaft gutmüthig. „Eßt und gute Nacht!“ Sie nickte ihm zu und ging wieder nach der Thür, indessen besann sie sich, kehrte noch einmal um und sagte freundlich: „Zu Hause Alles gesund!“

„Woher wißt Ihr das?“ rief er. „Der Mann — kam er vielleicht als Bote von den Meinigen?“ Plötzlich ging es ihm auf, wonach er sein Gedächtniß so lange gepeinigt hatte. „Schliepmann! So wahr ich lebe, das war der nichtswürdige Krämer!“

Sie hatte den Namen gehört, der jedoch auf sie keinen Eindruck zu machen schien, denn sie zeigte nur ein verwundert fragendes Gesicht und sagte dann: „Gute Nacht!“ Theinau blieb seinen eigenen, stürmisch sich kreuzenden Vermuthungen überlassen. Daß er die schrille Stimme des Krämers von Offenheim und sein Gelächter gehört habe, stand ihm außer allem Zweifel, eben so wußte er ja, daß derselbe mit Kreuth in Verbindung stand, aber was ihn hieher geführt, wenn ihn Kreuth nicht als seinen Boten abgesendet hatte, konnte er sich nicht denken; wie kam er endlich zu Nachrichten aus Wilsheim? Dort durfte er sich, nach dem schändlichen Verrath, den er an dem unschuldigen Haupte des Kindes geübt hatte,

wohl nicht mehr blicken lassen! Ueber diesen Gedanken, zu denen sich noch die erneute Sorge um sein eigenes Schicksal gesellte, vor neuer persönlicher Kränkung, vermochte er nicht Ruhe zu finden, und er brachte fast die ganze Nacht schlaflos zu. Gegen Morgen erst schlummerte er ein wenig ein, aber die Sinne waren ihm kaum wohlthätig vergangen, als er durch starke Schläge an die Hausthür, welche bis in seine Kammer drangen, schreckhaft geweckt wurde. Sie wiederholten sich nach kurzer Pause, ungeduldig, wie es schien, und in einer besondern Weise: zwei zuerst langsam, dann drei kurz und rasch folgend, es klang wie ein verabredetes Zeichen. Nicht lange währte es, so hörte der mit Anstrengung Lauschende, daß im Hause Geräusch entstand, er vernahm Stimmen und Tritte, — seine Thür wurde aufgeschlossen und mit hochgehobener Lampe erschien auf der Schwelle Kreuth's Gestalt, hinter ihm erhellte der Lichtschein das rothe Kopftuch der Frau des Hauses, das sie stets, in eigenthümlichen Falten geschlungen, trug.

„Ich wünsche Euch guten Morgen, Herr von Theinau," sagte der Eintretende finster.

„Ihr kommt, mir mein Recht zu geben?" fragte der Greis.

„Recht!“ stieß Kreuth hohnlachend hervor. „Steht auf — kleidet Euch an. Ich erwarte Euch.“ Er übergab die Lampe der Frau, welche sie auf den Tisch setzte, dann entfernten sich Beide wieder, Letztere aber nicht ohne einen aufmunternden Blick auf ihren bisherigen Pflegbefohlenen. Die Thür blieb offen.

Mit zitternden Händen, aber voll Zuversicht, beschickte Theinau seinen Anzug, hob einen Blick des Dankes zum dämmernden Himmel, der schon morgenklar zu seinem vergitterten Fenster hereinschaute, und überschritt dann die Schwelle seiner Kammer. Das nächste Gemach war leer, die Thür zum vordern nur angelehnt, so daß er jedes Wort, welches darin eben ziemlich leidenschaftlich von beiden Seiten gewechselt wurde, verstanden haben würde, wenn es nicht in einer ihm ganz fremden Sprache gewesen wäre. Diese schien aber nur der Frau geläufig, oder kam Kreuth vor ihrem Redefluß nicht zusammenhängend zu Worte? Als Theinau sich ankündigte und dann eintrat, brachen Beide ab, die Frau nahm die Lampe und ging hinaus, in diesem Zimmer war schon Tageslicht, so daß die Männer sich in's Auge fassen konnten.

„Ihr seid hergestellt,“ sagte Kreuth — „ich habe

Euch dazu der Frau, welche der beste Arzt ist, übergeben — Eurer Reise zum Marschall steht nichts mehr im Wege."

„Graf Adam!" rief Theinau mächtig überrascht.

„Ich werde Euch unter sichere Escorte stellen, — Ihr seid doch bereit, augenblicklich abzureisen?"

„Das bin ich — aber sagt mir, Kreuth, darf ich das als ein Zeichen nehmen, daß —"

„Halt!" unterbrach Kreuth die warme Rede. „Nehmt es, wie Ihr wollt, nur nicht als Zeichen elender Schwäche. Ich kann mich nicht länger aufhalten. Beim Marschall sehen wir uns vielleicht wieder." Er nahm den Hut vom Tisch, und rief laut: „Tschirikla!" Die Frau trat ein und heftete ihre langgeschnittenen Augen fest auf ihn.

„Laß den Herrn speisen," sagte Kreuth, jetzt in deutscher Sprache, zu ihr, „den Lohn für Deine Heilkunst wird er Dir, sobald sich Gelegenheit findet, zukommen lassen — ich bürge Dir einstweilen."

Die Frau sah ihn erstaunt an, sie konnte die Absicht seiner Worte nicht begreifen. Theinau aber sagte: „Ich werde mich schon dankbar zeigen, ausgeplündert wenigstens hat man mich nicht."

„Dazu gratulire ich!“ versetzte Kreuth. „Auf Wiedersehen, Herr von Theinau.“

„Und nicht im Frieden?“ fragte Theinau.

Kreuth richtete einen funkelnden Blick auf ihn, doch eiskalt war der Ton seiner Antwort: „In Eurem Sinne niemals!“ Er machte ihm eine kurze Verbeugung, welche Theinau ebenso erwiederte, dann verließ er, von der Frau mit dem fremdklingenden Namen begleitet, das Zimmer und Haus, und Theinau konnte vom Fenster aus sehen, wie draußen mehrere Reiter abgesessen um einen Wagen standen und Kreuth auf sein Pferd, was ihm vorgeführt wurde, stieg und, von einem einzigen Manne gefolgt, im Trabe abritt. Theinau hatte ihn bis dahin nur im Auge gehabt — jetzt wandte er dasselbe nach dem Wagen, der für ihn bestimmt war — er stutzte freudig überrascht: das war ja sein eigener Wagen, mit Gespann und Knecht, wie er bei seiner Gefangennehmung ihn schändlich im Stich gelassen hatte. Er wollte gleich hinauseilen, um den Knecht zu befragen, aber die Frau, welche zurückkam, hielt ihn auf. „Euer, ja! Habt Zeit genug! Erst Frühstück.“ Sie brachte ihm reichlichere und bessere Speise, als er bisher, obgleich immer leidlich versorgt, von ihr genossen hatte,

und duldete nicht, daß er abreiste, ohne ihrer Kost Ehre anzuthun. Als er aber seine reiche mit Gold versehene Börse zog, die man ihm wirklich gelassen hatte, wurde das tiefbraune Gesicht der Frau von einer dunklen Glut überwallt, daß es wie verwandelt, fast jugendlich, aussah, sie warf den Kopf stolz in den Nacken und war nicht böse, wohl aber verletzt. Mit einem kräftigen Druck legte sie ihre Hand auf die weißen, magern Finger des Greises und hinderte, daß er die Börse weiter hervorzog, er mußte vor ihrem Feuerblick, der keinen Zorn, nur Vorwurf enthielt, sein Auge senken und sie sagte freundlich: „Lieber Herr!“ — mehr nicht. Er ließ also beschämt seinen Geldbeutel wieder in die Tasche sinken und ergriff die Hand der Fremden, welche hart, aber klein war, drückte sie in seiner Verlegenheit so zart, wie er in jüngern Jahren nur der Dame seines Herzens gethan, und sprach: „Wie soll ich Euch aber danken, da ich Euch doch meine Gesundheit verdanke?“

Sie lachte, was er von ihr noch nie gesehen und eine Reihe der blendendsten Zähne kam zwischen ihren blutrothen Lippen zum Vorschein. „Kräuter sollt Ihr mitnehmen, daß Ihr gesund bleibt.“ Dabei sah sie wahrhaftig verschönt aus, als sei mit dem rein

menschlichen Gefühl, das am lautersten im Frauenherzen lebt, das Alter und die Häßlichkeit von ihr genommen. Theinau war ganz erstaunt.

„Euren Namen müßt Ihr mir sagen —" bat er, von Erkenntlichkeit durchdrungen.

Sie wiegte wiederum das Haupt. „Ich habe keinen —" sagte sie.

„Aber der Graf nannte Euch doch — nur klang es mir so ganz fremd, daß ich es nicht behalten konnte."

„Nannte er mich?" rief sie. „O, das ist kein Name — Tschirikla!" und der freundliche Ausdruck ihrer Züge verschwand, wie ein Sonnenstreif, welcher auf einen Moment eine freudlose Landschaft erhellt hat.

Theinau wiederholte das Wort, das er nun nicht mehr vergessen konnte und fragte, welchem Volke sie angehöre?

„Einem," sagte sie mit wunderbar ergreifendem Tone, „das auch keinen Namen hat!" und stand ihm nicht weiter Rede. Sie war ganz wieder das alte, häßliche Weib, wie sie ihm vom ersten Augenblicke an erschienen war und er nahm jetzt von ihr Abschied, wobei sie ihm noch ein Päckchen mit starkduftenden

Kräutern mitgab, die für seinen Schmerz heilsam sein sollten.

Als er aus der Hausthür trat, riß sein Knecht schon von Weitem die Kappe vom Kopfe und stand mit gesenkten Ohren, in banger Erwartung des Strafgerichts, das über ihn ergehen mußte. Aber Herr von Theinau sagte ihm nur: „Das hätte ich Dir nimmer zugetraut!“ und das war genug, um ihn in ein lautes Heulen und Schluchzen ausbrechen zu lassen. Die Reiter, welche die Veranlassung nicht kannten, sahen ihn erst ganz verwundert an und schlugen dann ein schallendes Gelächter auf, unter dessen Chorus sie aufsaßen, während der Knecht, noch immer dicke Thränen vergießend, seinen Herrn beim Einsteigen in den Wagen half. Dann brach Alles auf und Theinau grüßte noch einmal die Frau, welche auf ihrer Schwelle stand und ihm mit der Hand — er wurde überrascht, mit welcher angeborener Grazie — ein Lebewohl winkte. Aus einem Volke, das keinen Namen hat — wiederholte er sich — und Tschirikla, welcher Sprache ist das entnommen? Dann aber befahl er dem Knechte, zu erzählen, was mit ihm geschehen sei, nachdem er unter dem Hügel die Flucht ergriffen hatte, und wie es denn gekommen,

daß er wieder zu ihm gebracht worden sei. — Der Knecht berichtete, ganz zerknirscht vor Reue, daß er bei dem Ueberfalle gar nicht gewußt, was er in der Angst gethan habe, denn er habe sich erst an der Rheinbrücke besonnen, daß er ja seinen guten gnädigen Herrn nichtswürdig im Stiche gelassen. Aber seine Strafe, wenn sie ihm auch Seine Gnaden geschenkt, habe er schon erlitten, denn wie er geglaubt, ganz in Sicherheit zu sein, und nun gleich wieder nach Heidelberg fahren zu können, und dem gnädigen Herrn von Degenfeld seine Noth zu klagen, der gewiß Rath schaffen werde, da habe er auf einmal einen ganzen Schwarm von den — Herren Franzosen — sagte er mit einem scheuen Blicke auf die dem Wagen voraustrabenden Reiter, die ihn jedoch weder hören konnten, noch Deutsch verstanden — einen ganzen Schwarm habe er urplötzlich auf dem Halse gehabt, die ihn angeschrieen, und sehr geprügelt, so daß er auf seinem Sitze lang umgefallen, dann hätten sie die Pferde abgesträngt, ihn vom Wagen gejagt und ach! noch sehr zerschlagen, bis ein Herr Officier dazu gekommen. Der habe Deutsch gekonnt und da sei ihm doch zu Muthe geworden, als ob er eine Orgel in der Kirche höre, so fromm und dankbar zum lieben

Herrgott! Er habe sich denn ein Herz gefaßt und frisch gesagt, was ihm passirt — wie er nun den Namen des gnädigen Herrn von Theinau genannt, sei der Officier ganz wild geworden und habe den Namen ein Paarmal wiederholt, dann aber Befehle gegeben, die er, der Knecht, nicht verstanden habe, worauf ihm seine Pferde zurück gegeben worden, daß er habe anspannen können, fortgelassen hätten sie ihn aber nicht, vielmehr habe er weiter mitfahren müssen. Der Officier sei voraus geritten, und ein Trupp Reiter zu ihm gekommen, Einer habe ihm, wie er wohl bemerkt, Papiere übergeben, die er im Reiten gelesen. Darauf sei er auf einmal, was sein Pferd habe laufen können, davon gejagt. Die Reiter hätten dann mit ihm in einem Dorfe nach Hockheim zu, das er aber nicht kenne, Quartier gemacht und ihn nicht wegfahren lassen, obgleich er flehentlich darum gebeten, so habe er denn aushalten müssen noch den ganzen andern Tag, dann aber sei er weiter herum geschleppt worden, er wisse selbst nicht wohin, und wenn er des Morgens geglaubt, er werde nun freigelassen werden, sei's wieder wo anders hin gegangen, aber Böses gethan hätten sie weiter nichts, als daß sie ihm schrecklich Viel von ihren Sachen auf-

geladen, damit sie leichter ritten. Endlich aber seien vorgestern zwei Herren zugekommen, der Eine wieder der Officier, welcher ihn zuerst von den Mißhandlungen erlöst und ihm sein Geschirr wieder verschafft hatte, der Andere eben der schwarzbärtige Herr, mit dem er heut' gekommen sei, da hätte dann der Erste ihn angewiesen, gleich den Wagen zurecht zu machen und diesem zu folgen. Er habe sich nicht gedacht, daß er nun seinen lieben gnädigen Herrn abholen solle, nun danke er aber Gott, daß er wieder bei ihm sei und wolle sich lieber todtschlagen lassen, als sich wieder von ihm zu trennen, wenn ihn auch der Satan noch so sehr in Versuchung führen sollte.

Theinau konnte sich nun den Zusammenhang seiner Befreiung denken. Der Officier, welcher den Knecht beschützt hatte, war aller Wahrscheinlichkeit nach der Prinz von Chateau-roux gewesen, ihm waren die Papiere, auf welche der Gefangene sich berufen, von dem alten Sergeanten, der sie an sich genommen hatte, übergeben worden; der Prinz, nun überzeugt von der Integrität des Verdächtigten und beschämt, daß er ihn habe wollen hängen lassen, hatte sogleich Schritte gethan, den Grafen Kreuth, welchem er ihn übergeben und den er für den Gefangenen

verantwortlich gemacht hatte, aufzusuchen, was ihm, wie es schien, in dem Wirrwar der Märsche erst spät gelungen. Kreuth aber hatte die Befreiung seines persönlichen Gegners, den er sich schon zur Geißel oder gar zum Opfer ausersehen, nicht versagen können, ohne sich selbst zu gefährden. In diese Combination paßte nur Eins nicht, daß der Prinz von Chateau-roux deutsch mit dem Knechte gesprochen hatte. Theinau fragte denselben nach der Persönlichkeit des Officiers, der ihn gerettet hatte: „nicht wahr, ein kleiner, schmucker Herr?“

Der Knecht sah sich verwundert um, als ob er gefoppt werden sollte.

„Ein Mädchengesicht, wie Milch und Blut, ein feines Stimmchen —“ fuhr Theinau fort.

„I Gott bewahre!“ sagte der Knecht. „Ein großer, stattlicher Herr, vornehm wie unsers Herrn Kurfürsten Gnaden, sieht wie'n Mann aus und redet wie'n Mann, aber noch jung und hat ein schönes Gesicht, nur sehr stolz sieht er aus, als ob alle Menschen seine Hunde wären.“

Es war also nicht der Prinz von Chateau-roux gewesen, sondern ein anderer Officier, welcher durch das Schreiben des Kurfürsten an den Marschall, das

bei Theinau's Passe gelegen, veranlaßt worden war, sich des Ueberbringers, an welchem man so schreiend das Völkerrecht verletzt hatte, anzunehmen. Theinau hoffte ihn, wenn er in das Hauptquartier Turenne's gelangte, kennen zu lernen, um ihm seinen Dank abstatten zu können. Die Sympathien, welche er für die französische Nation, besonders für deren ritterlichen Adel fühlte, fingen an, sich wieder ein wenig zu regen. Man hatte ihn freilich unfreundlich behandelt, hatte seinen Worten keinen Glauben geschenkt und ihn des schimpflichsten Todes wollen sterben lassen, aber — es war Krieg, er selbst in keiner Weise legitimirt gewesen, und der Prinz, der ihm das Aergste gethan, ein halber Knabe, dessen Uebermuth nur seine Macht habe zeigen wollen. Dieser einzige Officier, mit dem er zusammen getroffen, konnte doch unmöglich die ganze hochgesinnte Chevalerie Frankreichs repräsentiren! Was ihm sonst geschehen war, kam ja nicht auf französische, sondern auf deutsche Rechnung durch Adam Kreuth.

Zwölftes Kapitel.

Das Hauptquartier des Marschalls war schon jenseit des Neckar. Er war am 3. Juli 1674 mit 16000 Mann über den Rhein gegangen und nach einer Rast von mehreren Stunden noch an demselben Tage bis Hockheim, am folgenden bis Wieblingen marschirt, auf dem linken Ufer des Neckar. Erst jetzt hatten die kaiserlichen Feldherren Nachricht von der Annäherung des Feindes bekommen. Schwer ist es freilich, eine lange Flußlinie so zu bewachen und zu vertheidigen, daß es dem Gegner unmöglich fällt, sie zu überschreiten, und leider haben deutsche Heere, so weit die Kriegsgeschichte reicht, es noch niemals vermocht, den Franzosen den Rheinübergang zu wehren, aber wenigstens Kunde davon muß zeitig erlangt werden, wenn richtige Maßregeln getroffen sind und die Truppen, namentlich die leichten Reiter, die „Augen

und Ohren des Heeres", ihre Schuldigkeit thun. Beides mochte hier verabsäumt worden sein und die ganze deutsche Generalität, mit zahlreichem Gefolge, machte hiernächst am rechten Neckarufer eine Promenade zu Pferde, um sich mit eigenen Augen von der Stellung der Franzosen auf dem linken zu überzeugen. Sie standen denn glücklich schon in der Flanke des nach dem Rhein die Front bietenden Lagers der Verbündeten und hatten die Verschanzungen, deren Angriff ihnen viel Blut gekostet haben würde, umgangen. Das war eben Turenne's Meisterschaft in der Kriegführung, daß er zu manövriren, d. h. dem Feinde durch geschickte Bewegungen Vortheile abzugewinnen verstand. Bei der Meldung von der glänzenden Cavalcade am jenseitigen Ufer des Neckar hatte auch er sein gescheckteś Leibroß — das von den Truppen seiner Farbe wegen „die Elster" genannt wurde — vorführen lassen und den Fluß recognoscirt. Die hellgrüne Flut war durch die Sommerhitze karg geworden und hätte sich gerade an diesem Punkte leicht durchwaten lassen, aber die Infanterie hatte einen anstrengenden Marsch gemacht und Turenne, welcher besonders diese Waffengattung vortrefflich zu gebrauchen wußte, schonte sie, eben weil er auf sie mit Recht seine

Erfolge baute, überall, wo der höhere Zweck sich nur mit der Schonung ihrer Kräfte vertrug. Selbst die größten Feldherren haben darin gefehlt. — Er traf also am Ufer Anstalt, eine Brücke zu schlagen. Ganz unbemerkt blieb es nicht; feindliche Reiterei erschien, um zu beobachten und die Arbeit zu stören, denn wenn der Uebergang hier glückte, so war das kaiserliche Lager umgangen und nicht mehr haltbar. Sobald die kaiserlichen Reiter, zwei Trupps von dreißig Pferden, sich zeigten, fuhr aber am linken Ufer französische Artillerie auf, ihre Kugeln schlugen in die Haufen, welche eilig den Rückweg suchten. Darüber war der Abend eingebrochen und ehe es wieder tagte, stand die Brücke, zu welcher kupferne Pontons, damals noch eine neue Erfindung, mitgebracht worden waren, fertig, vier Escadrons Dragoner hatten dieselbe schon überschritten, sechs Escadrons Reiterei rückten zu deren Unterstützung nach. Die deutsche Armee war aber schon der drohenden Gefahr wegen in der Nacht gegen Frankfurt abmarschirt und konnte, da sie viel Vorsprung hatte, von der französischen Reiterei, unter dem Grafen Roye, erst zwischen Zwingenburg und Darmstadt eingeholt werden, sie wies einen Angriff derselben ab und marschirte noch

bis zum Spätabend fort, ehe sie ein Lager bezog. Turenne gelangte nur bis Zwingenburg, wo er die weitere Verfolgung aufgab. Er durfte sich nicht allzuweit vom Neckar entfernen, denn eine andere kaiserliche Armee unter dem Grafen Souches, welche bei Lüttich stand, konnte leicht nach der Mosel vordringend, auf seine Verbindungen fallen, auch waren die Verstärkungen, welche feindlicher Seits bei dem Heere, das ihm gegenüber stand, erwartet wurden, schon nah genug, um ihn besorgen zu lassen, bald mit überlegenen Kräften angegriffen zu werden, dann aber konnte, unter obigen Bedingungen, leicht der ganze Elsaß verloren gehen, ja, für den kommenden Feldzug war das Eindringen eines feindlichen Heeres in das Innere von Frankreich nicht unmöglich.

Diese Ansichten legte er dem Kriegsminister in einer ausführlichen Denkschrift vor und bat dringend um Verstärkung; damit er aber Herr seiner Operationen bleibe, führte er sein Heer in kleinen Märschen, mit Ruhetagen abwechselnd, zurück und nahm eine Stellung bei Wenheim und Groß-Saxen. Es war Abends, als die Truppen in dieses Lager rückten, Feuer flammten bald hinter der Front auf und das lustige, leichtsinnige Treiben, das in französischen

Lagern zu herrschen pflegt, regte sich wieder, so wie nur die Pflicht des Dienstes, für die Waffen und bei der Reiterei für die Pferde zu sorgen, einigermaßen erfüllt war.

Im Zelte des Feldherrn, der es verschmäht hatte, im nächsten Orte Quartier zu nehmen, sah man helles Licht durch die leinenen Wände scheinen. Den Soldaten, welche es aus ihren fröhlichen Kreisen um die Wachtfeuer oder in Gruppen umherstehend bemerkten, war dieses Licht, was der Polarstern dem Schiffer: sie wußten, daß ihr „alter Vater“ für sie wachte und sorgte. Gewiß saß er wieder allein über seinen Karten und Plänen, und sann, wie er sie ferner zu Ruhm und Ehren führen könne, so daß ihr bloßer Anblick — sie hatten es kürzlich erlebt — den Feind zwinge, seine festesten Stellungen zu verlassen. Nahen durfte ihm in seinen Arbeiten Niemand, selbst nicht General Beaurain, sein erster Adjutant, ohne Erlaubniß, denn er war verschlossen und ließ das Geheimniß seiner Kunst erst durch die Wirkung offenbar werden. Nur wenige Officiere, und nicht gerade der höchsten Chargen waren es, welche er zu seinen Geschäften verwendete; man hatte zwei davon heut' Abend in das Zelt des Marschalls gehen sehen —

jetzt traten sie wieder heraus und wandelten langsam, als ob sie keine weitern dienstlichen Aufträge erhalten hätten, hinter den Zeltgassen an der Rückseite des Lagers dahin, in ihre Mäntel gehüllt und weit genug von den Feuern, um nicht in ihrem Gespräche gehört zu werden.

Ein lauter Ausbruch der Fröhlichkeit, der von den Zelten zu ihnen herüber schallte, bannte ihren Fuß. — „Wenn man das hört," bemerkte der Kleinere von den beiden Officieren, „so sollte man nicht denken, daß ein so furchtbarer Feind im Lager ist."

„Der einzige, den der große Turenne nicht besiegen kann," erwiederte der zweite Officier.

„Lassen Sie das, Clermont," sagte der Erste ernst. — „Wir sind ja wohl bei dem Regiment Auvergne?" Er wandte sich jetzt nach den Zelten und ging raschern Schrittes in die nächste Gasse. „Bleiben Sie zurück!" sagte er zu seinem Begleiter.

„Monseigneur, es ist meine Pflicht, Sie aufmerksam zu machen, daß diese Krankheit eine höchst gefährliche, daß sie ansteckend ist —"

„Darum befehle ich Ihnen zurückzubleiben!" sagte der Erste.

„Und ich, Monseigneur, erdreiste mich zum ersten Male, einen Befehl meines Marschalls nicht zu befolgen."

„Kommen Sie!" versetzte Turenne freundlich. Es war wirklich der Oberfeldherr, welcher nur von einem einzigen Officier begleitet, durch das nächtliche Lager schritt, um sich zu überzeugen, ob seine Befehle gegen den Feind, der in sein Heer eingedrungen war, die böse Krankheit, welche täglich mehr Opfer forderte, ausgeführt worden seien. Der Officier wollte den Obersten des Regiments rufen, Turenne verbot es ihm. Er fragte im ersten Zelte nach Kranken und leider enthielt dasselbe deren gleich drei. Als er eintrat, erkannten ihn freudig Alle, welche darin lagen, auf den ersten Blick, und selbst die Kranken richteten sich halb empor. Selten hat ein Feldherr die Zuneigung, das blinde Vertrauen bei seinen Truppen so besessen, nie wurde ein murrendes Wort über ihn, selbst wenn die Soldaten unter sich waren, laut, und das will bei Franzosen, die gern bekritteln und tadeln, viel sagen. Theilnehmend erkundigte sich Turenne nach den Leiden der Kranken, tröstete sie und schenkte ihnen Geld. Bei dem Letzten blickte er verlegen auf. — „Sie müssen mir leihen," wandte er sich an seinen

Begleiter. Dieser reichte ihm schnell eine kleine Börse. „Haben auch nicht viel —" bemerkte der Marschall, indem er ein Geldstück herausnahm und es dem Kranken schenkte, die ganze Börse aber in seine Tasche steckte. „Sie wissen doch, wieviel Sie mir leihen?"

„Ich bin stets ein schlechter Wirth gewesen, Monseigneur —" erwiederte der Officier lächelnd.

„Nun, wir nehmen dann eine runde Summe an," sagte der Marschall, während Beide ihre Wanderung fortsetzten. Etwas verstimmt kehrte Turenne in sein Zelt zurück, die zunehmende Zahl der Erkrankungen drohte seinen Operationen einen nicht erwarteten Hemmschuh anzulegen — aber wie er nicht gewohnt war, irgend Wem einen Blick in seine Entwürfe zu gestatten, entließ er auch heut' mit ruhiger Stirn den Ordonnanzofficier, welchen er erst kürzlich zu diesem Dienste berufen hatte. Depeschen aus Paris waren eingetroffen, der Courier, der sie gebracht, meldete sich vor dem Zelte, wo er, seit einer halben Stunde angekommen, auf den Marschall gewartet hatte. Dieser wollte den bereits entlassenen Ordonnanzofficier zurückrufen, besann sich aber anders, und ließ sich die Tasche, welche die Papiere enthielt, in

den innersten Raum des Zeltes tragen, wo er allein blieb, um zu lesen, was ihm der Kriegsminister Louvois im Namen seines königlichen Herrn zu eröffnen hatte. Eine Antwort auf seinen jüngsten Bericht konnte es noch nicht sein, die Couriere mußten sich gekreuzt haben.

Als der Marschall sich an den kleinen Tisch gesetzt und das Schreiben mit dem königlichen Siegel Frankreichs erbrochen hatte, beschattete er seine Augen mit der Hand vor dem hellen Lichte der beiden Silberkerzen, um zu lesen. Der Ausdruck seiner regelmäßigen Züge, welcher gewöhnlich der eines heitern Gleichgewichts der Seele war, wurde ernst und nachdenklich, eine gewisse Hast, die ihm sonst nicht eigen, trat hervor, seine Blicke flogen schneller über den sehr gewundenen Eingang, der ihm einen unangenehmen Inhalt als Kern des Briefes zu verkünden schien — auf einmal zuckte die Hand, welche das Schreiben hielt, und eine schreckhafte Bewegung veränderte die ganze Milde seines edlen Gesichts. Er sah rasch empor, seine großen dunklen Augen flammten.

„Unmöglich!“ klang es halblaut von seinen Lippen. Und er las von Neuem die Stelle, welche ihn erschreckt und empört hatte, als traue er seinem eigenen

Fassungsvermögen nicht — aber der Sinn war so klar, so in der kältesten Form ausgeprägt, ein Befehl in bestimmten Worten. Turenne warf das Schreiben auf den Tisch, er schien einen Moment seinem eigenen Selbst entfremdet; die ruhige Würde, welche ihn sonst in den schwierigsten Lagen des Lebens nie verließ, hatte sich endlich auch einmal, menschlicher Schwäche ihren Tribut zollend, von der Leidenschaft überwältigen lassen.

„Das mir!“ rief er aus und seine Augenbrauen, welche sich ohnehin — ein unheilvolles Zeichen nach der Volksmeinung! — in der Mitte fast berührten, zogen sich noch dichter zusammen. „Henri de la Tour d'Auvergne ein Mordbrenner!“ Als er sich selbst mit seinem Familiennamen in so ehrloser Bezeichnung genannt, sah er, gleichsam erschrocken über seine verlorene Selbstbeherrschung umher, ob auch Jemand diesen Ausbruch gehört habe, er kam aber dadurch wieder zur gewohnten Fassung und kehrte auf seinen Sessel zurück, um weiter zu lesen, was ihm Louvois befahl, der Mann von Stein, der kein Erbarmen kannte und den Nothschrei Verzweifelnder, daß sie doch leben müßten, einst mit dem eiskalten Hohne abgefertigt hatte: Ich sehe diese Nothwendigkeit

nicht ein! Noch immer war es Turenne kaum möglich, zu begreifen, was man von ihm fordere, wie man ihn zum Vollstrecker so unmenschlicher Befehle machen könne; er las das Schreiben wiederholt und als er es endlich von sich legte, versank er in ein tiefes Sinnen, kein Schlaf kam in sein Auge, bis nach der kurzen Julinacht schon die Sterne zu erbleichen begannen. Dann erst rief er den Kammerdiener, der vor Müdigkeit halb todt war, ließ sich entkleiden und legte sich auf sein Feldbett, um noch einige Ruhe zu suchen.

Er schlief ungewöhnlich lange. Im Cavallerie-Lager war schon vor einer Stunde die Boute-selle geblasen, die Pferde verzehrten ihren letzten Hafer aus den vorgehängten Freßbeuteln, die sie geschickt zu schlenkern wußten, um die Körner zu erschnappen, oder dazu auf das Knie setzten, jetzt gingen ihnen die Reiter mit den Striegeln zu Leibe, und putzten unter manchem Witzwort und Soldatenliedchen. Hier war schon lange munteres Leben: im Infanterie-Lager drüben wurde eben erst Reveille geschlagen. Vor einem Officierzelte der schweren Reiterei hörte das ein alter Sergeant, der schon ungeduldig seit einer Stunde auf und ab gegangen war, und brummte für sich,

indem er nach dem Eingange des Zeltes sah: „Ich wollte, sie rührten ihm das Kalbfell vor den Ohren, dem deutschen Bären!“

Gleichsam wie gerufen durch das Wort, erschien in demselben Augenblicke aus der Thürspalte der Leinewand ein schwarzbärtiges Gesicht, und der Sergeant richtete sich in Positur, um seine Meldung anzubringen.

„Ist er da?“ fragte der Officier heraustretend, so finster, als habe er die ihm geltende Rede verstanden.

„Seine Hoheit, der Oberst Prinz von Chateaurour, läßt dem Capitain, Graf Kröt, anzeigen, daß der bewußte Mann eingebracht ist.“

„Eingebracht?“ wiederholte der Officier. „Soll heißen, angekommen! Deserteurs, Uebelthäter bringt man ein.“

„Zu Befehlen!“ sagte der Sergeant.

„Versteht Ihr?“ fuhr der Officier fort. „Dem Prinzen meinen Dank —“

„Euren gehorsamen Dank — ich verstehe!“ Und weitern Berichtigungen seiner Ausdrücke sich entziehend, machte er stracks Kehrt und ging, so rasch ihn die großen Reiterstiefeln führen konnten, nach dem

Zelte seines jungen Obersten, das durch den raffinirtesten Luxus im Innern allen Befehlen des Marschalls insgeheim Trotz bot.

Graf Kreuth — wir haben schon gehört, daß er es war, obschon der Sergeant sich in Gedanken erfrecht hatte, ihn einen deutschen Bären zu nennen — sah einen Augenblick finster vor sich hin, und ging dann, seine Mannschaft zu beaufsichtigen, der er eben kein freundlicher Vorgesetzter war.

Dieselbe Meldung, welche der Prinz von Chateauroux empfangen und an den Grafen, den sie am Meisten anging, mitgetheilt hatte, war auch zum Zelte des Oberfeldherrn geschickt worden, und der Ordonnanzofficier, welcher sie in Empfang genommen hatte, wartete nur auf dessen Erwachen, das sich heut' ungewöhnlich verspätete.

„Ist es wichtig?“ fragte der Kammerdiener, welcher an der dünnen Scheidewand des Zeltcabinets gehorcht hatte, leise den Officier. „Soll ich den Herrn Marschall wecken? Seine Excellenz haben freilich sehr schlecht geschlafen, sind von bösen Träumen gequält worden und nicht längst erst schlummern Sie ruhig —“

„Er ruft Sie,“ gab der Officier zu Antwort.

Der Kammerdiener hatte es auch schon gehört und eilte zu seinem Herrn, welcher nun den vor dem Zelte Stehenden nicht mehr lange auf den Zutritt warten ließ.

Der Ordonnanz-Officier fand den Feldherrn allerdings etwas angegriffen von der schlechten Nacht, aber sonst ruhigen, klaren Ansehens, wie immer. Er meldete ihm, daß der pfälzische Edelmann, welchen der Marschall erwarte, im Lager angekommen sei.

Turenne schien diese Meldung unangenehm zu berühren — wahrscheinlich, weil dieser Deutsche, der doch immer eine Art von Mission als Ueberbringer eines eigenhändigen Schreibens seines Fürsten hatte, aus Mißverständniß übel behandelt worden war. So dachte sich wenigstens der Officier, als er des Marschalls Blick einen Moment sich verdüstern sah.

„Haben Sie ihn gesehen, oder gesprochen?“ fragte Turenne.

„Nein, Monseigneur,“ erwiederte der Officier. „Die Begegnung wäre für ihn keine erfreuliche.“

„Wie ist sein Name doch?“

„Herr von Théno.“

„Gehen Sie zu ihm — sagen Sie ihm, daß ich den Brief seines Fürsten erhalten und gelesen habe.

Mehr bedarf es nicht. Stellen Sie ihm seinen Paß wieder zu — hier ist er — ich will ihn aber mit meiner Autorisation versehen, damit ihm auch von unsern Truppen kein Hinderniß in den Weg gelegt wird. Hier! Lassen Sie ihn dann abreisen; dort liegt auch der Empfangschein über seine Depesche."

„Aber er wünschte sich noch Eurer Excellenz persönlich vorzustellen, da er die Ehre hat, wie er mir wenigstens früher wiederholt versicherte, von Ihnen gekannt zu sein."

„Ich kann ihn jetzt nicht annehmen, sagen Sie ihm das. Möglich, daß ich ihn früher gesehen habe — ich erinnere mich aber durchaus nicht mehr."

„Er wollte auch für mögliche Fälle um Eurer Excellenz Schutz für seine Familie bitten —"

„Den kann ich ihm nicht gewähren!" sagte Turenne mit einer ihm sonst fremden Weise der Abfertigung. Der Officier schwieg, aber in seinem schönen offenen Gesicht war eine gewisse Verwunderung zu lesen.

„Gehen Sie," setzte der Feldherr gütig hinzu. „Ich erwarte Sie bald zurück."

Man hatte Herrn von Theinau, welcher gestern Abend das Lager nicht mehr erreichen konnte, weil

seine Escorte das Heer in ganz anderer Richtung gesucht, in aller Morgenfrühe hergeführt und einstweilen beim Heerestroß untergebracht, der hinter der Front sein Wesen trieb. Da hielt denn der Knecht mit seinem Wagen bei den übrigen und sah sich vergebens um, ob ihm nicht Einer auch nur ein Bund Heu für sein abgetriebenes Gespann bieten würde; kein Mensch aber kümmerte sich um ihn und wenn es geschah, war es nur, um ihn zu höhnen oder zu schimpfen, was er jedoch nicht verstand. Schlimmer noch erging es seinem Herrn unter dem Gesindel der Troßknechte, Weiber und Buben, das in dem großen Zelte voll verschiedenen Heergeräths, in welches man ihn gewiesen, aus- und einging, seine Glossen über ihn machte und ihn verspottete, was er zwar theilweise auch nicht verstand, denn das gemeine provincielle Jargon der niedern Volksklassen Frankreichs war ihm ganz fremd, was er aber doch im Grunde aus frechen Geberden und Gelächter errathen konnte. Er bebte vor Aerger: war diese neue Beschimpfung jetzt, wo man doch seinen Stand, seinen officiellen Charakter kannte, noch zu entschuldigen?

Da trat rasch ein Officier in das Zelt — Theinau erschrack freudig bei seinem Anblicke, denn er

erkannte ihn sogleich. „Herr Chevalier von Clermont-Tonnerre!“ rief er.

Der Officier lüftete mit kaltem Stolze nur ein wenig den Hut und sagte: „Seine Excellenz, der Herr Marschall, Vicomte de Turenne, hat mich beauftragt, Ihnen diesen Empfangschein über den Brief Ihres Fürsten, nebst dem Passe, welchen er auch für französische Truppen gültig autorisirt hat, auszuhändigen. Ihrer Abreise steht nichts mehr im Wege.“ Er wollte sich, ohne Theinau's Antwort abzuwarten, entfernen, aber dieser, welchem jetzt seine ganze gegenwärtige Angelegenheit vor dem dringenden Wunsche einer Verständigung über vergangene Dinge zurücktrat, rief mit wahrhaft flehendem Tone: „Herr Chevalier! Hören Sie mich — meine Nichte ist unglücklich —“

„Sie können mir nichts weiter zu sagen haben,“ unterbrach ihn Clermont hart, und ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Der Marschall erinnert sich nicht, Sie je gesehen zu haben, er kann Sie nicht annehmen, ebenso wenig Ihnen den Schutz für die Ihrigen gewähren, um den Sie bitten.“

Vor diesem schonungslosen Ausspruch, welcher den alten Herrn vernichtend traf, schwindelten ihm

die Gedanken, und ehe er noch einen Laut der Entgegnung fand, war Clermont verschwunden. Ein schallendes Gelächter der unsaubern Gesellschaft, welche zwar durch einen einzigen Blick des Officiers aus dem Zelte verscheucht worden war, aber von Außen gehorcht und jedes Wort verstanden hatte, weckte den unglücklichen Greis aus seiner Erstarrung; er sah sich von den Eindringenden umringt, sie glaubten ihn jetzt vogelfrei ihrer rohen Verhöhnung Preis gegeben, schon zogen ihn ein Paar freche Weibsbilder laut lachend am Rockschooß, ein Kerl sah gierig auf den kostbaren Ring seiner weißen vornehmen Hand, als diese, mochte nun daraus entstehen, was wollte, nach dem Degengriff zuckte — da kam dem Bedrängten plötzlich eine Hülfe der eindringlichsten Art. Eine laute Stimme gebot Ruhe und Alles sah sich scheu um, da stand ein großer Mann mit einem Stabe in der Zeltthür und vor ihm waren seine Amtsgehülfen eingedrungen, Schläge hagelten durch sie rücksichtslos unter die Rotte, gleichviel, wen sie trafen und schreiend räumte das Gesindel das Zelt. Theinau sah wohl, daß es der Profoß war, der hier Ordnung schaffte und er hätte ihm danken sollen, aber die Worte erstickten ihm in der Kehle und er eilte an ihm vorüber,

um nur zu seinem Wagen zu kommen und so schnell als möglich das Lager zu verlassen. Ein wahres Heimweh nach dem Frieden seines stillen Wohnortes, nach dem lieblichen Antlitz seiner Nichte und ihrem wohlthuenden Umgang ergriff ihn. —

Als er den Wagen bestieg, den der Knecht schnell gerüstet hatte, bemerkte er, daß er nun auch seiner Börse beraubt war, jedenfalls durch die Dirnen, welche seinen Rock ergriffen hatten — dort stand noch der Profoß, eine Klage hätte ihn vielleicht wieder in den Besitz seines Eigenthums gebracht, aber er sagte nur hastig zum Knechte: „Nach Hause! Hier ist doch kein Recht zu finden!“ Und selbst die Pferde gingen so freudig in's Zeug, als wollten auch sie so schnell als möglich der feindlichen Genossenschaft, in welche sie gerathen waren, entfliehen.

Clermont trat wieder in das Zelt seines Feldherrn, bei welchem er die Generale Vaubrun, Delorges und alle Brigadiers fand. Sie hatten sich eben versammelt, um den Befehl zu hören, welcher von Paris angekommen war. Turenne trat aus seinem Cabinet, grüßte Alle mit der Würde, die sich nichts vergiebt, aber eben so wenig Andere verletzt und hörte

die Meldungen, welche ihm von Einigen über Gegenstände des Dienstes gemacht wurden, aufmerksam an. Er sah heut' strenger aus, als gewöhnlich. Keine Spur der Bewegung oder Leidenschaft, welche ihn gestern in seiner nächtlichen Einsamkeit heimgesucht hatte, war jetzt sichtbar. Er hatte unabänderlich seinen Entschluß gefaßt, es war der Entschluß des Soldaten, den auch er von Jedem seiner Untergebenen forderte: Gehorsam.

Als er die letzte Meldung entgegen genommen hatte, fiel sein Auge auf Clermont, der bescheiden im Hintergrunde stehen geblieben war. „Ist der pfälzische Edelmann abgereist?" fragte er.

„Ja, Monseigneur."

Turenne trat jetzt einen Schritt vor und Aller Blicke richteten sich erwartungsvoll auf den Feldherrn, dessen mittelgroße Gestalt so wenig als seine einfache Kleidung etwas Ausgezeichnetes hatte, und der doch überall, wo er erschien, den geistigen Mittelpunkt bildete.

„Meine Herren," begann er mit klarer Stimme, „vernehmen Sie den Willen unseres königlichen Herrn, den Er uns durch Seine Excellenz, den Kriegsminister,

kund giebt." Und er begann, ohne weitere Erklärung, zu lesen.

Es war der Befehl, die Pfalz mit Feuer und Schwert zu verwüsten.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

Zwischen [illegible]
u. [illegible]

Guseck, Bernd <<von>>,

Die Hand des Fremden Historischer Roman

Bd.: 1

Leipzig 1857